

Zeitschrift: Archäologie Graubünden
Herausgeber: Archäologischer Dienst Graubünden
Band: 5 (2023)

Rubrik: Kurzberichte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kurzberichte

Bregaglia. Casaccia, S. Gaudenzio

LK 1276, 2 771 845 / 1 140 602, 1532 m ü. M.

Zeitstellung: Spätmittelalter/Neuzeit **An-****lass:** Entfernung des Schuttes im Innerender Kirche **Dauer:** 2. bis 12. August 2022**Verantwortlich:** Marina Casaulta, ChristophWalser **Text:** Marina Casaulta

Nordöstlich von Casaccia in der Val Bregaglia liegt auf einer kleinen Terrasse am Säumerweg über den Malojapass die spätgotische Kirchenruine S. Gaudenzio. Es handelt sich um eine zwischen 1514 und 1518 erbaute Wallfahrtskirche mit dazugehörigem Hospiz und Friedhof. Die früheste urkundliche Erwähnung der Kirche geht auf das Reichsgutsurbar von 842/843 zurück. 1551 wurde die Kirche im Zuge des Bildersturms durch reformierte Talbewohner verwüstet. Anschliessend wurde sie nur noch für Bestattungen genutzt. Ab 1738 wurde in einem neuen Friedhof im Dorf bestattet. Die Kirche verlor daraufhin ihre letzte kirchliche Funktion und wurde ganz dem Verfall überlassen.

Im Inneren der Kirchenruine fand sich zuletzt eine Schutthanhäufung mit Vertiefung im Bereich des Mittelgangs. Da die Kirche bis anhin kaum archäologisch untersucht worden war, fehlten Angaben zum Bodenniveau beziehungsweise Hinweise auf die historisch belegten Vorgängerbauten. Anlässlich der im Jahr 2009 in Angriff genommenen Kirchensanierung sollte als abschliessende Massnahme das Terrain im Inneren ausgeglichen werden, um die Ruine für diverse Anlässe nutzen zu können. Da dafür der Abtrag der Schuttschichten im Kirchenschiff vorgesehen war, legte der Archäologische Dienst Graubünden im Spätsommer 2022 fünf Sondierschnitte innerhalb des Schiffes an.



Abb. 1: Bregaglia. Casaccia, S. Gaudenzio. 2022. Im Vordergrund: Schnitt durch die Schuttschichten und das gemauerte Grab **1**, links davon der Mörtelgussboden des Vorgängerbaus **2**. Im Hintergrund: Reste des spätgotischen Mörtelgussbodens **3**. Blick gegen Nordosten.

Als ältester Befund konnte ein Mörtelgussboden im Süden des Kirchenschiffs gefasst werden, der an eine Ost-West verlaufende Mauer zieht **Abb. 1**; **Abb. 2**. Aufgrund des kleinen Ausschnittes lässt sich zur Ausdehnung des Raumes wenig



Abb. 2: Bregaglia. Casaccia, S. Gaudenzio. 2022. Dokumentation des Ostprofils in Schnitt 1. Blick gegen Süden.

aussagen. Die Radiokarbondatierung von Holzresten, welche direkt auf dem Boden auflagen, ergab eine Zeitspanne vom 14. bis ins beginnende 15. Jahrhundert (1306–1411; BE-20045.1.1: 581 ± 24 BP). Historische Quellen bezeugen eine Neuweihe der Kirche im Jahr 1359, welche möglicherweise mit einem Neubau im Zusammenhang steht. Bei dem gefassten Raum könnte es sich folglich um die baulichen Reste dieser Vorgängerkirche handeln, welche 1514 niedergelegt wurde.

Zur spätgotischen Phase sind die Reste eines weiteren Mörtelgussbodens in der Nordostecke des Kirchenschiffes, zu den Chorstufen hin, zu zählen **Abb. 1**. Ursprünglich dürfte dieser Boden mindestens ein Drittel, wenn nicht gar die ganze Fläche des Kirchenschiffes eingenommen haben. Zwei Mauerfundamente im nordöstlichen Teil des Kirchenschiffes können wohl als Reste von zwei der insgesamt fünf historisch bezeugten, spätgotischen Altäre angesprochen werden. Unter dem Fundament des Seitenaltars an der nördlichen Chorschulter war zudem ein Kind bestattet.

Ein weiterer, erwähnenswerter Befund ist ein gemauertes Grab **Abb. 1**, dessen Abdeckung jedoch fehlt. Die dazugehörigen sterblichen Überreste konnten nicht gefasst werden. Diese wurden wohl durch spätere Bestattungen verlagert. Die Oberkante dieser Gruft liegt ca. 10–15 cm unter dem Niveau des spätgotischen Mörtelgussbodens, welcher sich in diesem Bereich nur vage fassen lässt. Sie dürfte wohl zur spätgotischen Kirche gehören, möglicherweise handelt es sich ursprünglich um ein Stifter- oder Priestergrab.

In zwei weiteren Sondagen im Süden und im Nordwesten des Kirchenschiffes konnten mehrere geostete Körperbestattungen von



Abb. 3: Bregaglia. Casaccia, S. Gaudenzio. 2022. Reste des verstürzten Gurtbogens. Blick gegen Westen.

Erwachsenen und Kindern gefasst werden. Die Gräber wurden in die spätgotischen Strukturen und Schuttschichten eingetieft und störten dabei auch das gemauerte Grab. Es ist anzunehmen, dass die vorgefundenen Bestattungen in die Zeitspanne zwischen 1551 und 1738 zu setzen sind. Schliesslich konnte noch ein 4 m langer, verstürzter Gurtbogenrest dokumentiert werden **Abb. 3**.

Aufgrund der Befunde, insbesondere der Bestattungen, wurde entschieden, nur die oberen 20–55 cm Schutt abzutragen, damit die darunterliegenden Strukturen und Gräber geschützt bleiben.

Literatur

- CASALTA MARINA: Jahrbuch Archäologie Schweiz 106, 2023, 283–284.
- DALBERT PETER: Contributio alla storia della chiesa di S. Gaudenzio a Casaccia. Quaderni griogionitaliani 20, 1950, 41–51.
- GIOVANOLI DIEGO: Früh dem Verfall überlassen: die Wallfahrtsstätte San Gaudenzio bei Casaccia. Bündner Monatsblatt 2, 2019, 131–161.
- JECKLIN FRITZ: Geschichte der St. Gaudentiuskirche bei Casaccia. Bündnerisches Monatsblatt 1, 1923, 1–17.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band V: Die Täler am Vorderrhein. Schams, Rheinwald, Avers, Münstertal, Bergell. Basel 1943, 412–419.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden

Cazis. Cazis, Pfrundhaus

LK 1215, 2 752 186/1 168 640, 668 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter/Neuzeit **Anlass:** Anbau/Sanierung Pfrundhaus **Dauer:** 9. März bis 8. April 2022 **Verantwortlich:** Esther Scheiber, Marina Casaulta **Text:** Christoph Walser, Esther Scheiber, Marina Casaulta

Abb. 1: Cazis. Cazis, Pfrundhaus. 2022. Die freigelegten Baubefunde im Umfeld des Pfrundhauses, gegliedert nach Bauphasen. Holzdielenboden 1; Herd-/Feuerstelle 2; Fundort Steinsarkophag 3. Mst. 1:250.

Direkt im Norden des Klosters Cazis bzw. der dazugehörigen Kirche St. Peter und Paul liegt das sogenannte Pfrundhaus. Wie frühere Untersuchungen zeigten, ist es in seinem Kern in den Jahren 1453/1454

erbaut worden. Ein im Sommer 2021 lanciertes Sanierungs- und Umbauvorhaben der Katholischen Kirchgemeinde sah die Renovation des ersten Obergeschosses und die Errichtung eines neuen Anbaus anstelle der bisherigen Garage, wo früher der Pfrundhausstall stand, vor. Ferner sollten der Platz zwischen Kirche und Pfrundhaus neugestaltet sowie das hiesige Werkleitungsnetz und die Fassade des Hauses erneuert werden. Dies veranlasste den Archäologischen Dienst Graubünden zu umfassenden Begleitmassnahmen.



Die Arbeiten im Aussenbereich fanden im Frühjahr 2022 statt. Die archäologischen Grabungsarbeiten wurden mehr oder minder parallel zum Baustellenbetrieb ausgeführt und konzentrierten sich vornehmlich auf die direkt betroffenen Bauflächen. Folglich konnten die Befunde nur ausschnittsweise erfasst werden. Gerade im Bereich des neuen Begegnungsplatzes konnten so weite Teile der historischen Substanz – sofern nicht durch bestehende moderne Eingriffe schon vorgängig zerstört – geschont und im Boden erhalten werden.

Die Ausgrabungsarbeiten förderten zahlreiche Befunde und Strukturen unterschiedlichster Zeitstellung zu Tage. Die ältesten Befunde stammen aus frühmittelalterlicher Zeit und lassen auf einen ausgedehnten, mehrphasigen Gebäudekomplex mit z. T. hochstehender Ausstattung schliessen. **Abb. 1.** Einer ersten Phase sind mehrere Mauern sowie zumindest ein Mörtel- bzw. ein verkohlter Holzdielenboden zuzuweisen. Nach Ausweis der Radiokarbondatierungen ist diese Phase in die Zeitspanne zwischen der Mitte des 7. und des späten 8. Jahrhunderts zu setzen (647–772; BE-18813.1.1: 1343 ± 27 BP). An einem der Mauerbefunde ergaben sich Rückschlüsse zur einstigen Raumausstattung, denn es zeigte sich, dass das Mauerwerk verputzt und mit einem Holztäfer verkleidet war. Den damaligen Baubetrieb belegt auch eine Mörtelanmachstelle, die unter dem Treppensockel zum Pfrundhaus angeschnitten wurde und die eine ¹⁴C-Datierung im gleichen Zeitraum ergeben hat (678–878; BE-18814.1.1: 1244 ± 27 BP). Teile der gefassten Gebäude-reste, darunter eine viertelrunde, ebenerdige Herd-/Feuerstelle **Abb. 1,2; Abb. 2**, sind einer jüngeren Bauphase zuzurechnen, die nach Ausweis der ¹⁴C-Daten in den Zeitraum vom ausgehenden 8. bis in die 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts gehört (774–885;



Abb. 2: Cazis. Cazis, Pfrundhaus. 2022. Gemauerte viertelkreisförmige Herd-/Feuerstelle aus der Zeit zwischen dem letzten Viertel des 8. und dem Ende des 9. Jahrhunderts. Blick gegen Nordosten.

BE-19514.1: 1202 ± 21 BP). Brandschäden am Mauerwerk und mächtige Schichten aus Abbruchschutt zeugen davon, dass die Bauten noch im Frühmittelalter von zwei Feuersbrünsten heimgesucht wurden **Abb. 3.** Der Brand, der das Ende der ersten Bauphase markiert, wird aufgrund der Befunddeutung und der ¹⁴C-Daten in das 8. Jahrhundert datiert (675–877; BE-18816.1.1, 1249 ± 27 BP). Zum zweiten Brand liegen

Abb. 3: Cazis. Cazis, Pfrundhaus. 2022. Mauerstück und Reste eines brandgeschädigten Mörtelbodens. Die Baureste fanden sich westlich des Pfrundhauses und sind der jüngeren frühmittelalterlichen Phase zuzurechnen. Blick gegen Südwesten.



bisher keine Altersbestimmungen vor, auch der Zeitpunkt der Aufgabe der Gebäude bleibt vorerst unbestimmt.

Schriftquellen belegen bereits für das Frühmittelalter ein Kloster – ein Kanonissenstift – in Cazis. Es soll um 700 von Bischof Victor II. und seiner Mutter Esopeia gegründet worden sein. Notabene handelt es sich hierbei um die älteste klösterliche Stiftung des Bistums Chur. Das heutige, seit 1647 von Dominikanerinnen geführte Kloster findet sich im Zentrum von Cazis. Wo sich die frühmittelalterliche Anlage einst befand, war lange Zeit Teil des historischen Diskurses. Bisweilen wurde sie ausserhalb des Dorfes, ca. ein Kilometer weiter nördlich in der Flur *Claustra Vedra* (romanisch «Altes Kloster») bei Rentiel vermutet.

Die im Zuge der archäologischen Ausgrabungsarbeiten 2022 aufgedeckten frühmittelalterlichen Mauerbefunde erlauben keine direkte Ansprache als Teile von Klosterbauten. Die vorgefundenen gemauerten Baureste einer mehrräumigen sowie mehr-

phasigen Gebäudeanlage samt qualitätsvoller Ausstattungsdetails, wie die angesprochenen Mörtelböden, die nachgewiesene Holzvertäferung oder die Ofenanlage, sprechen aber für ein Bauwerk, dem im zeitgenössischen Quervergleich eine entsprechende Bedeutung beizumessen ist. Gleicht man darüber hinaus die naturwissenschaftlichen Datierungsergebnisse mit den historischen Zeugnissen ab, so erhärtet sich der Verdacht, dass die erste klösterliche Niederlassung wohl doch am gleichen Platz errichtet war, wenngleich weiter nördlich als die heutige Anlage.

Als weitere Befunde konnten im Norden der Kirche schliesslich mehrere Grablegungen dokumentiert werden, welche die frühmittelalterlichen Befunde zum Teil stören und wohl spätmittelalterlich/frühneuzeitlich datieren. Ferner wurden die Fundamentreste des 1871 niedergelegten, vermutlich hochmittelalterlichen Kirchturms, der daran angebauten Sakristei sowie des Pfrundhausstalls gefasst.



Abb. 4: Cazis. Cazis, Pfrundhaus. 2022. Fundlage des Steinsarkophags mit Deckplatte direkt neben dem Treppenaufgang ins Pfrundhaus (Pfeil). In diesem Sarkophag sollen die Reliquien des Heiligen Victor von Tomils aufbewahrt worden sein. Blick gegen Westen.

Was Kleinfunde anbelangt, so konnte auf dem gesamten Grabungsareal nur eine kleine Anzahl geborgen werden: Die wenigen Artefakte – ein Eisenmesser, ein Standfuss eines aus Lavez gefertigten Mörsers sowie ein grün glasierter Spinnwirtel – sind ins Frühmittelalter zu datieren. Sie stammen allesamt aus Schichten, welche mit dem ersten gefassten Brandereignis im 8. Jahrhundert in Zusammenhang zu bringen sind.

Abschliessend besonders zu erwähnen ist ein Sarkophag aus Granit (lichte Weite: 80 cm x 40 cm), der auf der rechten Seite des Treppenaufganges zum Pfrundhaus freigelegt wurde **Abb. 1,3; Abb. 4**. Hierbei dürfte es sich um den ehemaligen Reliquienschein handeln, in dem die Gebeine des Heiligen Victor von Tomils aufbewahrt gewesen sein sollen. Erwin Poeschel erwähnt, dass nach der Enthebung im Jahr 1496 unter Bischof Heinrich VI. die Reliquien des Heiligen Victor in einem Steinsarkophag beigesetzt worden waren. 1609 erfolgte die Translation in einen hölzernen Reliquienschein in Hausform. 1897 soll der Stein-

sarkophag schliesslich hinter dem Hochaltar der Kirche St. Peter und Paul in 50 cm Tiefe gefunden worden sein. Anschliessend war er beim Pfrundhaus deponiert resp. begraben worden und ging in der Folge vergessen. Die Reliquien des Hl. Victor sind heute in einer Wandnische hinter dem Hochaltar ausgestellt.

Literatur

- GREDIG ARTHUR/RUDOLF BETTINA: Baugeschichtliche Untersuchungen im Pfrundhaus in Cazis. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 391–394.
- MÜLLER ISO: Die Klöster Graubündens. Bündner Jahrbuch: Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens 13, 1971, 89–98.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band III: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 182–188.
- SCHUBERT WILHELM: Der Standort des alten Klosters in Cazis. Bündner Monatsblatt 10/11, 1958, 341–357.

Abbildungsnachweis

Abb. 1 – 4: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur, Altstadt, Rätisches Museum

LK 1195, 2 759 761/1 190 677, 605 m ü. M.

Zeitstellung: Römische Epoche, Mittelalter

Anlass: Sanierung Rätisches Museum

Dauer: 8. März bis 22. April 2021

Verantwortlich: Jürg Spadin, Christoph Walser

Text: Christoph Walser

Mit der Reformation wurde der Friedhof um St. Martin aufgehoben und nach Scaletta, vor die Stadt Chur verlegt. Auf Scaletta (heutiger Stadtgarten) wurde erstmals 1529 bestattet. Auf dem ehemaligen Gottesacker im Osten der Kirche St. Martin entstand um 1550 das Zeughaus, welches auch die sogenannte Deutsche Schule beherbergte. Freiherr Paul von Buol zu Strassberg und Rietberg (1634–1697) erwarb das Zeughaus, liess es abbrechen und baute sich an dessen Stelle um 1675 ein privates Wohnhaus. Das barocke Patrizierhaus beherbergt seit 1872 das Rätische Museum.

Im Frühjahr 2021 wurden Sanierungsarbeiten am Museumgebäude durchgeführt. Sowohl an der Süd- wie an der Ostseite des Barockbaus wurden Drainagegräben ausgehoben **Abb. 1**. Aus archäologischer Sicht als besonders aufschlussreich erwies sich dabei das Südprofil des südlichen Grabens:

Über dem «Anstehenden» fanden sich Reste eines ehemaligen Gebäudes in Form eines dünnen, kohligen und mit Mörtelgries durchsetzten Abbruchschutts. Zu diesem Niveau dürften auch ein Staketenloch und die Reste einer Feuerstelle zu zählen sein. Eine Holzkohleprobe aus der Verfüllung der Feuerstelle wurde in den Zeitraum



Abb. 1: Chur, Altstadt, Rätisches Museum 2021.

Blick in den ausgehobenen Drainagegraben an der Südseite des Buolschen Hauses (Rätisches Museum). Reinigungsarbeiten an der partiell freigelegten Südfassade. Blick gegen Westen.

406–545 datiert (BE-17117.1.1: 1615 ±32 BP). Über dieser ersten Siedlungs-/Nutzungsphase konnte ein weiterer, abgegangener Bau gefasst werden, dessen Sockelgeschoss mit Bruch-/Lesesteinen errichtet war. Der Mauerversturz dieses Steinbaus überlagert eine Feuerstelle, die wohl dem Gebäude zuzurechnen ist. Sie stammt aus dem Zeitraum 604–670 (BE-17118.1.1: 1387 ±26 BP). Ein dünnes Band aus Rüfengeschiebe überdeckt die Bauruine. Später erfolgte eine Ausplanierung des Areals und schliesslich die Anlage bzw. Osterweiterung des Friedhofs von St. Martin. Im Profilaufschluss konnten insgesamt fünf geostete Bestattungen dokumentiert werden.

Anlässlich der archäologischen Baubegleitung konnten auch diverse bauliche Befunde resp. Umbaumassnahmen am Buolschen Haus selbst festgemacht werden. Ferner wurde ein neuzeitliches Weisswasserkanal-system im Nahbereich eingehender kartiert.

Literatur

- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band VII. Chur und der Kreis Fünf Dörfer. Basel 1948, 332.
- WALSER CHRISTOPH: Chur GR, Altstadt, Rätisches Museum. Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 262–263.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur, Grabenstrasse

LK 1195, 2 759 712/1 191 021, 592 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Sanierung Kanal/Werkleitungen **Dauer:** 1. Juni bis 10. September 2021 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Raphael Sele

Wie der Name andeutet, verläuft die Grabenstrasse im Bereich des ehemaligen,

in den 1820er-Jahren aufgefüllten Stadtgrabens von Chur. 2017 wurde bei Strassenbauarbeiten zwischen dem Post- und dem Fontanaplatz die «Contrescarpe-Mauer», also die äussere Grabenmauer, über eine Länge von 140 m nachgewiesen. Im Sommer 2021 begleitete der Archäologische Dienst Graubünden erneut Sanierungsarbeiten für Kanal- und Werkleitungen, die diesmal den Abschnitt zwischen dem

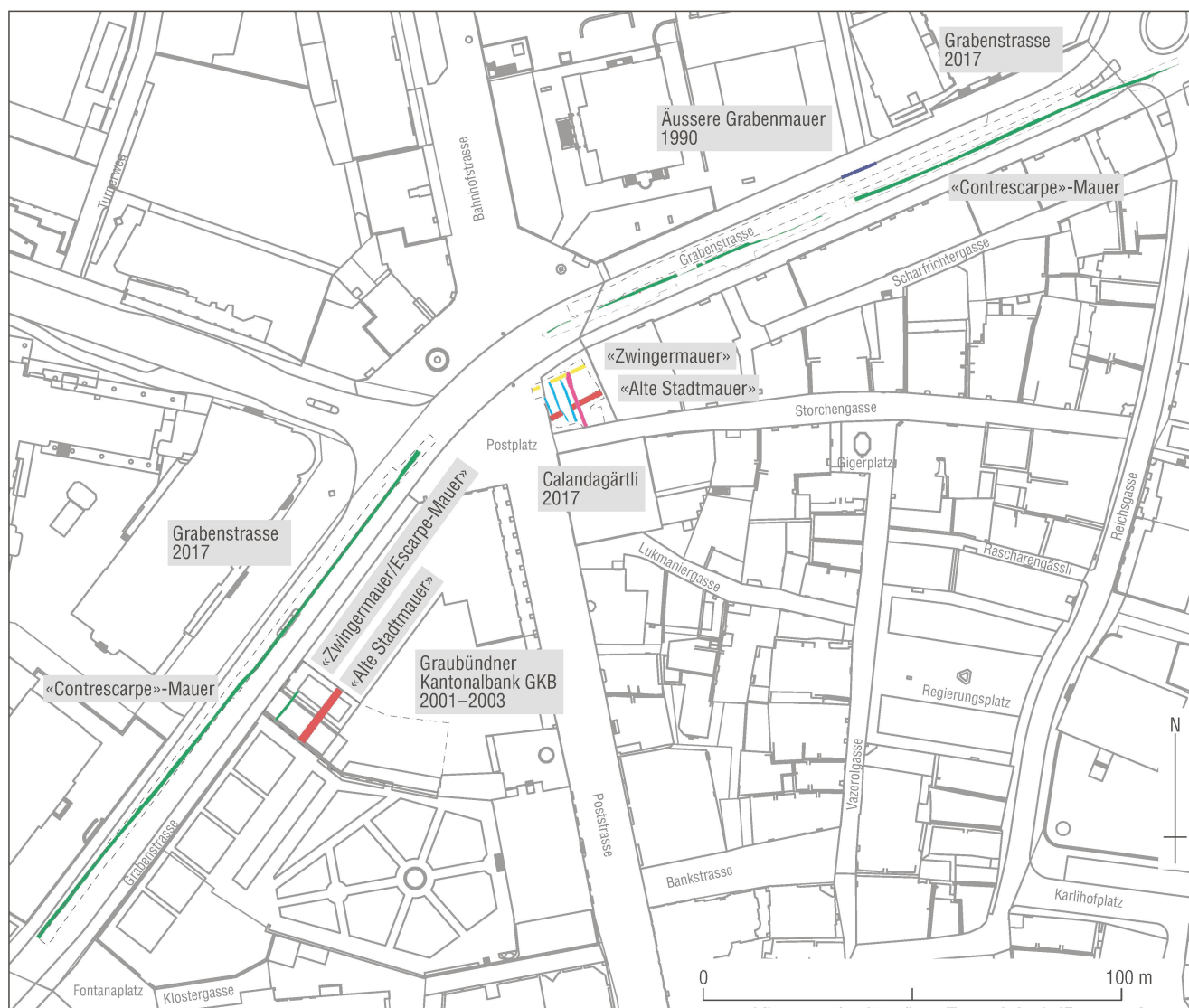


Abb. 1: Chur, Grabenstrasse. 2021. Lage der dokumentierten Mauerstrukturen. Die Farbgebung verweist auf ähnliche Charakteristika der Mauern (Mörtel, Stärke, Machart, Mauerbild). Mst. 1:1500.

Postplatz und Untertor (bzw. Kreisel Theaterplatz) betrafen. Dabei konnte ein 155 m langes Stück derselben «Contrescarpe-Mauer» aufgenommen werden, womit die erfasste Gesamtlänge (einschliesslich einer 35 m langen dokumentarischen Lücke im Bereich des Postplatzes) mittlerweile rund 330 m beträgt **Abb. 1**.

Das 2021 dokumentierte Stück der «Contrescarpe-Mauer» verlief leicht versetzt zum Werkleitungsgaben: In der östlichen Hälfte des Bauperimeters, wo die Mauer ungefähr mittig im Werkleitungsgaben stand, war aus bau- und sicherheitstechnischen Gründen lediglich eine eingeschränkte Dokumentation möglich; zudem musste die Mauer im Anschluss daran nahezu vollständig abgetragen werden. Hingegen konnte sie gegen Westen zum Postplatz hin, wo sie zunehmend an den nördlichen Rand der Baugrube rückte bzw. in diesen überging, weitgehend erhalten werden.

Die Abbruchkrone der stadtauswärts gegen den Graben gesetzten, nur schwach lagig ausgeführten Mauer variierte zwischen 70–85 cm Breite und lag meist nur wenige Dezimeter unter dem modernen Strassenkoffer, wobei sie verschiedentlich (stark) gestört war **Abb. 2**. Die erhaltene Mauerhöhe betrug etwa 2–2,5 m, jedoch wurde die Unterkante nur vereinzelt erreicht (2017 wurden Höhen von bis zu 3 m dokumentiert). Die «Contrescarpe-Mauer» bildete offenbar einen weitgehend einheitlichen Baukörper. Neben Arbeitsfugen war lediglich eine einzige Bauwerksfuge auszumachen, die auf eine jüngere, möglicherweise neuzeitliche Aufmauerung von wenigen Metern Länge zurückzuführen ist.

Wie der Auf- und Ausbau der mittelalterlichen Stadtbefestigung – Stadtmauer, Zwin- ger, Graben und Grabenmauern – vonstat-



Abb. 2: Chur, Grabenstrasse. 2021. Ausschnitt der freigelegten «Contrescarpe-Mauer», die gegen Nordwesten in den Baugrubenrand übergeht. Für einen Kanalanschluss wurde hier bis unter die Mauerunterkante abgeteuft. Blick gegen Westen.

tenging, ist bislang nur in Ansätzen nachzuzeichnen. Wahrscheinlich wurde die ursprüngliche Befestigung nach mehr oder weniger langen Unterbrüchen sekundär erweitert bzw. umgestaltet, sodass von einem mehrphasigen Prozess auszugehen ist.

Naturwissenschaftliche Altersbestimmungen konnten bis anhin nicht durchgeführt werden. Im Zuge der Untersuchung von 2021 gelang es indes, aus Mörtel der «Contrescarpe-Mauer» Holzflitter zu extrahieren, wovon eine Probe mittels der Radiokarbonmethode in den Zeitraum 1274–1387 (BE-17129.1.1: 689 ± 25 BP) datiert wurde. Diese Zeitspanne korrespondiert mit einer Schriftquelle von 1357, in welcher der Stadtgraben (allerdings nicht die «Contrescarpe-Mauer») explizit erwähnt wird.

Die erstmals um 1270 genannte Stadtmauer wurde vermutlich bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet. Auch sind hinsichtlich Form, Machart und Mauerbild erhebliche Unterschiede zwischen der Stadtmauer und der «Contrescarpe-Mauer» festzustellen. Insgesamt ist es somit wahrscheinlich, dass letztere einer sekundären Ausbauphase im späten 13. oder im 14. Jahrhundert entstammt.

Die 2003 beim Erweiterungsbau der Graubündner Kantonalbank gefasste «Zwinger-» bzw. «Escarpe-Mauer» weist unter anderem hinsichtlich des Mörtels eine grosse Ähnlichkeit zur «Contrescarpe-Mauer» auf, womit ein Indiz für eine gleichzeitige Entstehung vorliegt. Ob der eigentliche Stadtgraben ebenfalls im Zuge dieser Ausbauphase oder schon früher angelegt wurde, bleibt vorerst ungeklärt – denkbar ist beispielsweise, dass ursprünglich nur ein einfacher, ungesicherter Erdgraben bestand.

Literatur

- BUNDI MARTIN: Chur im ausgehenden Mittelalter: Aussehen, Bevölkerung, Erwerbszweige. In: BUNDI MARTIN / JECKLIN URSULA / JÄGER GEORG (Hrsg.) Geschichte der Stadt Chur. II. Teil. Vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Chur 1986, 13–78.
- FUCHS KARIN: Historischer Städteatlas der Schweiz. Chur. Chur/Zürich 2011.
- HEINZLE BERND: Chur, Postplatz/Grabenstrasse. Archäologie Graubünden 4, 2021, 215–217.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 101, 2018, 227.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 294.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4
LK 1195, 2 759 856 / 1 190 698, 620 m ü. M.

Zeitstellung: Römische Epoche, Mittelalter, Neuzeit **Anlass:** Geplante Bauuntersuchung (Bischöfliches Schloss Etappe 4, Umbau Verwalterhaus) **Dauer:** April bis September 2022, November 2022, März bis Mai 2023 **Verantwortlich:** Brida Pally **Text:** Brida Pally, Mathias Seifert

Seit 2012 wird das Bischöfliche Schloss auf dem Hofhügel in Chur in Etappen saniert. Bei der Modernisierung ist die Erhaltung von möglichst viel originaler Bausubstanz der mittelalterlichen und neuzeitlichen Gebäudeteile massgebend. In den Jahren 2012/2013 wurden im östlichen Vorgelände des Schlosses eine Tiefgarage und in einem zweiten Untergeschoss Archivräume gebaut (Etappe 1). Es folgte 2014/2015 der Um- und Ausbau des Osttraktes, des sogenannten Weiherhauses (Etappe 2). Von 2017–2019 wurde im Südtrakt das Domschatzmuseum eingerichtet (Etappe 3). Teil dieser dritten Etappe war der Neubau eines Erschliessungstraktes, ein Treppenabgang mit Liftschacht und WC-Infrastruktur, für das neue Domschatzmuseum im Südgarten des Schlosses. Im Jahr 2021 musste ausserplanmässig, wiederum im Südgarten, der Graben für die Drainage entlang der Südmauer des Südtraktes archäologisch dokumentiert werden. Im Frühling 2022 startete die vierte Sanierungsetappe, der Teil-Umbau des Nordtraktes mit dem sogenannten Verwalterhaus ganz im Westen, die Restaurierung des anschliessenden Rittersaals und zwei darunter liegender Erdgeschossräume, sowie die technische Sanierung und Restaurierung der Eingangshalle im Westtrakt. Im Frühling 2023 schliesslich erfolgte noch der Einbau eines Küchenlifts im Nordtrakt. Gemäss der Planung des beauftragten Architekturbüros Jüngling & Hagmann, Chur,

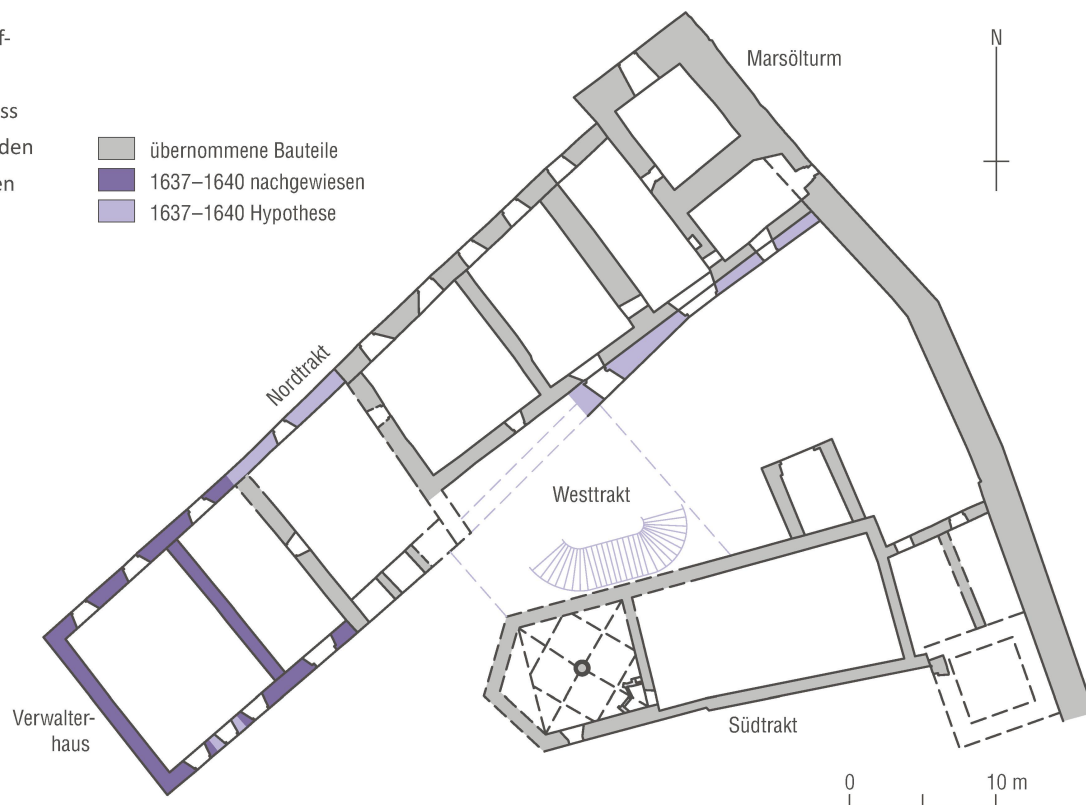
werden die Arbeiten der vierten Etappe im Herbst 2023 abgeschlossen sein. Dann wird die Bischöfliche Verwaltung wieder in das Verwalterhaus einziehen und der Rittersaal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Archäologische Arbeiten und Ergebnisse 2021: Aufgrund von Feuchtigkeitsschäden im Eingangsbereich des Domschatzmuseums wurde entlang der Südmauer des Südtraktes ein 2,7 m breiter, 2,8 m tiefer und 15 m langer Graben für eine Sickerleitung

Abb. 1: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss 2021. Entlang der Südfassade des Schlosstraktes ist der Graben 1 für die Entfeuchtung der Mauern geöffnet. Links im Bild die Westfassade mit dem Eingang ins 2019 eröffnete Domschatzmuseum. Blick gegen Osten.



Abb. 2: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4. Grundrissplan Erdgeschoss mit den Neubauten und den übernommenen Bauteilen des Ausbaus der Jahre 1637–1640. Mst. 1:500.



ausgehoben **Abb. 1.** In diesem konnte die Mauer eines bereits 2017 erfassten Gebäudes aus römischer Zeit dokumentiert werden. Gemäss den ^{14}C -Daten eines verkohlt erhaltenen Brettes war das Gebäude im 3. Jahrhundert erbaut worden (43-jähriges Nadelholz, Kernholz; *wiggle-matching*, Jahrringe 1–3: ETH-84199, 1810 ± 21 BP; Jahrringe 41–43: ETH-84198, 1805 ± 21 BP). Nach einem Brand im 4./5. Jahrhundert wurde das Gebäude wiederhergestellt, wieder belegt durch eine ^{14}C -Datierung (BE-17115.1.1: 1728 ± 25 BP). Die dokumentierte Mauer ist im ausgehenden Frühmittelalter in einen Neubau integriert worden, wie eine dritte ^{14}C -Probe ergab (BE-17116.1.1: 1287 ± 26 BP). Im ausgehenden Hochmittelalter wurde dieser durch zwei Bauten ersetzt, von welchen zwei Mauern gefasst wurden. Die eine wies einen *Pietra Rasa*-Verputz mit Fugenstrich auf. Beim Neubau des Südtraktes im 15. Jahrhundert unter

Bischof Ortlieb von Brandis (1458–1491) kamen schliesslich auch die hochmittelalterlichen Mauern unter den Boden.

Archäologische Arbeiten 2022/2023: Im Vorfeld der baulichen Eingriffe in die Bausubstanz des Nord- und des Westtraktes wurde der Ist-Zustand der Räumlichkeiten fotografisch dokumentiert. Die archäologischen Untersuchungen wurden parallel zu den Bauarbeiten durchgeführt.

Ergebnisse der Bauuntersuchung 2022/2023: Die sichtbare Gebäudesubstanz des Bischöflichen Schlosses reicht vom Hochmittelalter bis in die Neuzeit, der Marsölturm stellt nach jetzigem Kenntnisstand den ältesten Baukörper dar. Der Nordtrakt wurde im 17. Jahrhundert umgebaut, der West- und der Südtrakt im 18. Jahrhundert. Dannzumal erhielt die Westfassade auch die spätbarocken Stuckaturen. Im

vom Umbau der vierten Etappe tangierten Bereich sind mittelalterliche Mauerpartien im Erdgeschoss des Nordtraktes erhalten.

Römische Epoche und Mittelalter: Am Fusse des Nordtraktes wurde auf der Stadtseite, nach Abbruch des Hühnerstalls (ursprünglich Orangerie, erbaut 1823), die römische Ringmauer nachgewiesen. Im Erdgeschoss des Nordtraktes kamen nach dem Abtrag des Bodens Bauteile (Laibung aus Tuffsteinen) aus der Zeit um 1200 zu Tage, datiert durch den Fund einer Becherkachel. Integriert in den bestehenden Baubestand konnten die westliche Begrenzung des mittelalterlichen Palas der Bischofsburg und Mauern des 13./14. und des 15. Jahrhunderts dokumentiert werden.

Barocker Ausbau 1637–1640: Der westliche Teil des Nordtraktes (Verwalterhaus, Rittersaal mit den darunter liegenden Räumen) wurde zwischen 1637 und 1640 errichtet bzw. ausgebaut **Abb. 2**. Der Neubau ersetzte einen Vorgänger, dessen ungefähres Aussehen von der Stadtansicht in der Münsterchronik bekannt ist **Abb. 3**. An der Ostseite fügte sich der neu errichtete Gebäudeteil an einen Anbau der mittelalterlichen Bischofsburg an. Der erste Um- und Ausbau des 17. Jahrhunderts ist durch dendrochronologische Daten von Tragbalken im Obergeschoss und vom Dachstuhl in die Jahre 1637–1640 datiert. Diese Bauzeit ist auch durch die am Eingangsportal angebrachte Jahrzahl 1640 bestätigt.

Zu den Um- und Ausbauten des Westtraktes – der Verbindung zwischen dem Süd- und dem Nordflügel – unter Bischof Johann VI. Flugi von Aspermont und dessen Nachfolger Ulrich VI. de Mont gibt es keine gesicherten Quellen. Ein vor 1730 gezeichneter Plan, der möglicherweise den Bestand nach Abschluss der Umbauten in



Abb. 3: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss. **A** Ansicht von Sebastian Münster von 1550 (Marsölturm 1; Beringmauer mit Zinnenkranz 2; dreigeschossiges Gebäude mit Satteldach 3; vorspringender Turm 4; zweigeschossiges Gebäude 5). **B** Knillenburg Prospect um 1640.

Abb. 4: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4. Grundrissplan Erdgeschoss mit den Neubauten und den übernommenen Bauteilen des Ausbaus der Jahre 1661–1663. Mst. 1:500.



den 1660er-Jahren abbildet, zeigt ihn als dreigeschossigen Bau mit zwei übereinander liegenden, zum Innenhof gewandten Loggien und einem geschwungenem, grosszügigem Treppenaufgang, über den auch der Rittersaal im 1. Obergeschoss des Nordtraktes zu erreichen war. Die in **Abb. 2** im Verwalterhaus und im Nordtrakt violett gefärbten Mauern des Ausbaus von 1637–1640 bestehen bis heute.

Auftraggeber dieser gross angelegten Umgestaltung war Bischof Johann VI. Flugi von Aspermont (1636–1661). Er war von Papst Urban VIII. persönlich zur Wiederherstellung des Schlosses aufgefordert worden. Überliefert ist, dass sich der Bischofssitz vor dem vom Papst auferlegten Umbau in so desolatem Zustand befand, dass «*im halb zerfallenen Turm (Marsölturm) die Vögel und im Garten die Schlangen nisteten und*

der geringste Bürger von Chur eine bessere Wohnung hatte als der Bischof».

Auch historische Bildquellen belegen den baulichen Wandel: Die Ansicht Chur von Sebastian Münster von 1550 zeigt den Nordtrakt vor dem barocken Umbau **Abb. 3A**: Rechts des baufälligen Marsölturms (1, mit Bresche) ist die Beringmauer mit Zinnenkranz 2 zu sehen. Im Anschluss folgt ein daran angebautes, dreigeschossiges Gebäude mit Satteldach 3, dann ein vorspringender Turm 4 und schliesslich ein weiteres nur zweigeschossiges Gebäude 5, das ebenfalls an die Wehrmauer angesetzt ist.

Der um 1640 gemalte Knillenburg Prospekt **Abb. 3B** zeigt den «bereinigten» Zustand nach dem Umbau von 1637–1640. Der kantige Turm, nach den damaligen Vorstellungen nicht mehr zeitgemäss, ist abge-



Abb. 5: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4. Spektrum der Ofenkeramik aus dem Schutt unter dem Boden des Rittersaales. Mst. 1:4.

brochen, der viergeschossige Nordtrakt bis zum dritten Turm durchgehend einheitlich bis auf die gleiche Höhe reichend und mit einem durchgehenden Satteldach versehen. Am Fusse des Nordtraktes ist der gleichzeitig angelegte Barockgarten gegen die Stadt dargestellt.

Barocker Ausbau 1661–1663: Im Jahr 1661 fand Bischof Johann VI. Flugi von Aspermont beim Einsturz eines Gewölbes im Bischöflichen Schloss den Tod. Sein Nachfolger Bischof Ulrich VI. de Mont (1661–1692) liess danach den westlichen Teil des Nordtraktes bis auf die eine Quermauer auskern und setzte ein neues Raumkonzept um **Abb. 4**.

Die Räume des Verwalterhauses wurden vom Erd- bis ins Dachgeschoss mit einer Binnenmauer unterteilt **Abb. 4,1**. In den

beiden Obergeschossen wurden Raumkompartimente durch Holzwände gegliedert und die bestehenden Räume mit neuen Durchgängen verbunden, neu eingebaute Öfen dienten der Beheizung der Stuben in den einzelnen Geschossen. Beim Umbau von 1661–1663 wurden auch neue Böden eingezogen, verlegt auf vorgängig eingesetzten Tragbalken. Die dendrochronologischen Untersuchungen der Bauhölzer ergaben übereinstimmend das Schlagjahr 1661. Die Erdgeschossräume unter dem Rittersaal wurden mit Tonnen- und Kreuzgewölben überspannt **Abb. 4,2**. Über den Gewölben im Erdgeschoss wurde damals Bauschutt eingefüllt. Diese Planie bildete die Substruktion für die Steinplatten des neuen Bodens im Rittersaal. Ein darunter verlegter Balken (Zugbalken?) ergab ebenfalls das Fälldatum 1661. Im gleichen Zeitraum wurden im Erdgeschoss wohl neue

Abb. 6: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4. Grundrissplan Erdgeschoss mit den Neubauten und den übernommenen Bauteilen des Ausbaus der Jahre 1725, 1731–1733. Mst. 1:500.



Fensteröffnungen ausgebrochen und Anpassungen an den Türöffnungen vorgenommen. In der Ostecke der heute als Lager- und Entsorgungsstelle genutzten Räumlichkeit erfolgte der Einbau einer Wendeltreppe, die das Erdgeschoss mit dem darüber liegenden Rittersaal verbindet **Abb. 4,3**. Die anschliessende Wendeltreppe, welche vom Rittersaal auf die umlaufende Galerie und zu den Wohnräumen führt, ist vermutlich dem späteren Ausbau von 1731–1733 zuzuordnen.

Aus der oben genannten Bauschuttplanie konnten während der Grabungsarbeiten für die Elektroleitungen Backsteine, Dachziegel, unbemalte Verputz-, Mörtelstücke, Tierknochen und Ofenkacheln geborgen werden. Der Bestand an Letzteren setzt sich aus grün glasierten Blatt- und Leistenkacheln von Turmöfen zusammen **Abb. 5,1–8**. An plastischen Mustern überwiegt ein Waben-

muster aus Dreiecken **Abb. 5,1.2**. Vereinzelt sind auch Kacheln mit figürlichem **Abb. 5,3** und floralem Dekor **Abb. 5,5.6.7** vertreten. Aufgrund ihrer Formen und ihres Dekors sind die Kacheln in die Zeit zwischen 1550 und 1650 datiert.

Noch heute bezeugt ein Wappenstein an der Südfassade des Nordtraktes die beiden Bischöfe Johann VI. Flugi von Aspermont und Ulrich VI. de Mont als Bauherren des 17. Jahrhunderts. Über dem oben erwähnten Portal mit der Jahreszahl 1640 ist das Wappen der beiden Bischöfe sowie den Jahreszahlen 1637 und 1663, Beginn und Ende der barocken Ausbauphase, angebracht. Ob der Umbau des Westtraktes gemäss dem vor 1730 gezeichneten Plan bereits 1640 oder erst 1663 abgeschlossen war, ist, wie oben vermerkt, nicht geklärt **Abb. 4,4**.

Spätbarocker Einbau 1725: Im Vorfeld des Schlossumbaus von 1731–1733 (siehe unten) wurde im Erdgeschoss des Nordtraktes der längsrechteckige Raum, welcher mit zwei Kreuzgewölben ausgestattet war, mittels einer Binnenmauer in zwei einzelne Räume unterteilt. Der hofseitige Raum wurde zudem mit einem hölzernen Zwischenboden versehen **Abb. 6.1**. Seine Tragbalken sind gemäss der dendrochronologischen Altersbestimmung im Jahr 1725 zugestrichen worden. Von da an wurden vom Bretterboden aus Jahreszahlen und Graffiti, Belege für die Hausgeschichte des Schlosses, am Kreuzgewölbe angebracht. Die Inschriften und Zeichen überdauerten bis heute. Die älteste Jahreszahl am Kreuzgewölbe ist 1760, die jüngste 1947.

Spätbarocker Ausbau 1731–1733: Der Umbau dieser Zeit unter Bischof Joseph Benedikt von Rost (1729–1754) betraf im Wesentlichen den West- und den Südtrakt **Abb. 6**. Reich mit Stuck verziert und mit zwei grossen Rundbogentoren versehen, erhielten der West- und der Südtrakt die zeitgemässe, einem Bischofssitz gebührende Fassade. Die Umgestaltung zur repräsentativen, einheitlichen Schauseite bedingte den Abbruch des keilförmigen, in den Hof vorspringenden spätgotischen Gebäudeteils **Abb. 4,5**. Gleichzeitig wurde auch der Westtrakt durch das heute noch bestehende, grosszügig dimensionierte und reich stuckierte Treppenhaus ersetzt. Mit der gemauerten Einhausung erhielt der Westtrakt auch einen neuen Dachstuhl, für den bauliche Anpassungen am Zusammenschluss mit der Dachkonstruktion des Nordtraktes nötig waren. Beim Neubau der Westfassade wurde über dem Südtrakt ebenfalls ein neues Dach aufgerichtet. Beide Dachstühle, jener über dem Süd- und jener über dem Westtrakt, sind dendrochronologisch ins Jahr 1732 datiert.

Diese Altersbestimmung steht auch im Einklang mit den schriftlichen Quellen.

Der östliche Teil des Nordtraktes war von den Umbauten der 1730er-Jahre weniger stark betroffen **Abb. 6**. Im Zusammenhang mit den Arbeiten am Westtrakt wurden im Erdgeschoss vor der heute bestehenden Küche neue Räume geschaffen **Abb. 6.2**. Dazu gehört auch ein Treppenabgang in den unter der Küche gelegenen Keller. Der Ostwand unter dem Rittersaal, ursprünglich die Grenzmauer der Bischofsburg, wurde eine Mauer vorgesetzt, wodurch der dortige Raum eine rechteckige Grundrissform erhielt **Abb. 6.3**.

Unter Bischof Joseph Benedikt von Rost erfolgte im Zeitraum 1742–1750 – die zeitliche Eingrenzung der Stämme ist durch die Jahrringdatierung von vier Brettern



Abb. 7: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 4. Verwalterhaus, 2. Obergeschoss. Saal mit Ofen, Felderdecke und Tafelparkett mit Intarsien (Reichsadler, Sterne, Lilien, Tiere). Tafelparkett von Bischof Joseph Benedikt von Rost (1728–1754) in Auftrag gegeben. Zustand vor dem Umbau. Blick gegen Norden.



Abb. 8: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Nordtrakt. Liegender Dachstuhl von 1639. Die an der Stuhlsäule, dem Spannriegel und dem Kehlbalken angeblattete Kopfstrebe zeigt die für diese Zeit typische Formung mit Haken und schnabelförmigem Ende. Blick gegen Osten.



Abb. 9: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Westtrakt. Liegender Dachstuhl von 1732. Die Kopfstrebe ist nicht mehr wie im 17. Jahrhundert an der Stuhlsäule und dem Spannriegel angeblattet, sondern durch eine Verzapfung mit Auflageversatz befestigt. Blick gegen Süden.

gestützt – auch der luxuriöse Innenausbau des Saales im zweiten Obergeschoss des Verwalterhauses **Abb. 7**. Bemerkenswert ist das mit Intarsien geschmückte Tafelparkett. Ausgeführt in farblich unterschiedlichen Holzarten, sind Reichsadler, Lilien, Blumen und Blätter, Tiere und Sterne dargestellt. Der prachtvolle Boden wurde erst in den 1970er-Jahren entdeckt, freigelegt und restauriert.

Dachstühle Nord- und West- und Südtrakt:

Der zeitliche Unterschied der Dachstühle zeigt sich in der Konstruktionsweise mit ungleich geformten Holzbauteilen. Während für das 17. Jahrhundert angeblattete Kopfstreben mit Schnabelenden typisch sind (Nordtrakt) **Abb. 8**, kommen ab dem 18. Jahrhundert nur noch solche vor, die durch Verzapfungen mit Auflageversatz mit der Stuhlsäule und dem Spannriegel verbunden sind (West- und Südtrakt) **Abb. 9**.

Literatur

- GAIRHOS SEBASTIAN: Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia / Chur. *Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte* 83, 2000, 95–147.
- *Jahrbuch Archäologie Schweiz* 96, 2013, 248–249. – *Jahrbuch Archäologie Schweiz* 97, 2014, 252. – *Jahrbuch Archäologie Schweiz* 101, 2018, 204.
- POESCHEL ERWIN: *Das Bürgerhaus in der Schweiz. Kanton Graubünden II. Teil. Nördliche Talschaften A.* Zürich 1924, 17.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–9: Archäologischer Dienst Graubünden

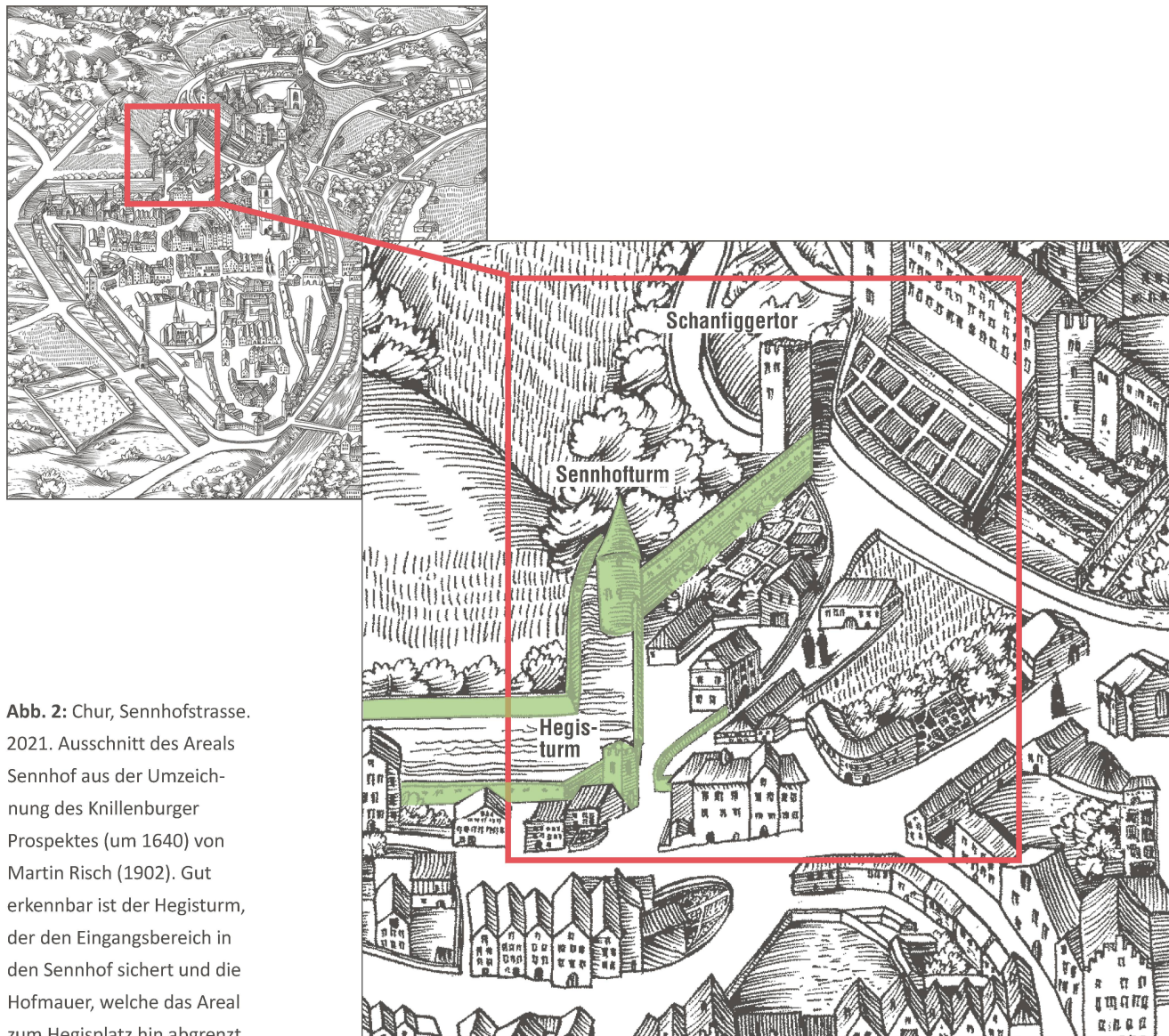


Abb. 2: Chur, Sennhofstrasse. 2021. Ausschnitt des Areals Sennhof aus der Umzeichnung des Knillenburgers Prospektes (um 1640) von Martin Risch (1902). Gut erkennbar ist der Hegisturm, der den Eingangsbereich in den Sennhof sichert und die Hofmauer, welche das Areal zum Hegisplatz hin abgrenzt.

liche Stadtmauer als Fundament nutzt. Daran wurde im Zuge der Sanierung des Wehrwerkes im 16. Jahrhundert ein in den Strassenraum ragendes Mauergeviert angesetzt. Die bis zu 1,1 m breiten Fundamentreste sprechen dafür, hierin den in historischen Stadtplänen abgebildeten Hegisturm zu identifizieren. Zudem konnte ein Mauerzug dokumentiert werden, der die Sennhofstrasse zwischen dem Sennhof und Haus Nr. 14 nordseitig begleitet und bis

an die Nordostecke von Haus Nr. 12 reicht. Hierdurch ergibt sich die Situation, dass der Zugang zum Sennhof einst weiter westlich als heute zwischen den Häusern Nr. 11 und Nr. 12 lag und vermutlich vom Hegisturm gesichert wurde. Der untere Teil der heutigen Sennhofstrasse wäre demnach nur als Zufahrt für den Sennhof nutzbar, der obere, auf den Hofhügel führende Strassenteil hingegen nur über den Hegisplatz erreichbar gewesen **Abb. 2.**

Weitere, aufgrund des Mauerbildes (Bollensteine im Ährenverband) als hochmittelalterlich einzuschätzende Baubefunde waren im Fundamentbereich des Hauses Nr. 14 erhalten **Abb. 1**. Es handelt sich dabei um die Reste von zwei unterschiedlichen Gebäuden. Die auf Sicht gesetzten Mauern sprechen dafür, dass das zugehörige Aussenniveau rund 1,5 m unter der rezenten Oberfläche lag. Für eine Datierung ins Hochmittelalter spricht zudem, dass bei ihrer Errichtung zumindest ein Grab im Bereich der Nordostecke von Haus Nr. 14 teilweise gestört wurde. Eine ^{14}C -Datierung des Skelettes ergab eine Datierung von 702–885, (BE-17136.1.1, 1223 \pm 24 BP) die Grundmauern müssen entsprechend jünger sein.

Die mittelalterlichen Mauern reichen bis auf eine mehrphasige Schwemmschicht, die reichlich Ziegelfragmente enthielt. Darunter fanden sich auch zwei Bruchstücke römischer Leistenziegel sowie der Standring einer terra sigillata-Schüssel. Die Schicht mit den teilweise stark verschliffenen Funden dürfte im Zuge von Schwemmereignissen vom Hof hangabwärts transportiert worden sein. Jedenfalls überlagern sie ein durch prähistorische Funde, namentlich handgeformte Keramik und Hüttenlehmfragmente eines Blockbaus, gekennzeichnetes Schichtpaket. Mehrere im Profil erfasste Gruben, ein Spitzgraben sowie eine Feuerstelle bzw. ein Ofen legen eine Verbindung mit den eisenzeitlichen Siedlungsbefunden in den Arealen Sennhof und Karlihof weiter nördlich nahe **Abb. 1**. Während die Radio-karbonanalyse für das Schichtpaket eine allgemeine Datierung in die ältere Eisenzeit ergab, (BE-17133.1.1, 2392 \pm 33 BP) datiert zumindest eine der darin eingetieften Grubenstrukturen in die mittlere Latènezeit (BE-17134.1.1, 2244 \pm 25 BP).

Literatur

- FUCHS KARIN: Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz. Zürich 2011.
- GAUDENZ GIAN: Spätbronzezeitliche Siedlungsreste in Chur, Sennhof und Karlihof. Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 71–75.
- GAUDENZ GIAN: Die eisenzeitlichen Siedlungsreste in Chur, Sennhof / Karlihof. Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 114–117.
- GAUDENZ GIAN: Das Gräberfeld auf dem Areal Karlihof / Sennhof in Chur. Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 196–200.
- HEINZLE BERND / CASALTA MARINA: Chur GR, Sennhof. Jahrbuch Archäologie Schweiz 104, 2021, 208–209.
- JANOSA MANUEL: Vom Holzhaus zur Weinschenke – Bauforschung am Hegisplatz in Chur. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 365–370.
- NIELSEN EBBE: Chur, Marsöl: eine spätpaläolithische Fundstelle im Bündner Rheintal. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2002, 48–72.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Stadtarchiv Chur, Signatur G I / 1.0004.136

Chur, Welschdörfli, Bienen- / Kasernenstrasse (Überbauung Pensionskasse Graubünden)

LK 1195, 2 759 153 / 1 190 636, 591 m ü. M.

Zeitstellung: Römische Epoche, Neuzeit

Anlass: Geplante Sondierungen und geophysikalische Prospektion **Dauer:** 20. August 2020 (Geophysik), 15. Oktober bis 6. November 2020, 15. bis 23. Februar 2021 **Verantwortlich:** Brida Pally, Christoph Walser **Text:** Brida Pally, Christoph Walser

Das Churer Welschdörfli ist ein archäologischer Hotspot, lag hier doch vor zwei Jahrtausenden das Zentrum des römischen vicus. Ausgelöst durch die geplante Überbauung zweier Parzellen (Parzellen 2731/

2733) durch die Pensionskasse Graubünden wurden in diesem Areal ab Herbst 2020 archäologische Vorabklärungen durchgeführt. Bereits während des Abbruchs der bestehenden Bauten wurden maschinell fünf Sondiergräben für die Bestandsaufnahme der archäologischen Schichten und Strukturen ausgehoben **Abb. 1**. Zusätzlich konnte in der Mauergrube einer abgebrochenen Kellermauer die Schichtenabfolge im Randbereich des Bauprojektes dokumentiert werden **Abb. 2**. Im Vorfeld der Sondierungen wurden geophysikalische Messungen mittels Bodenradar auf Teilen der Baufläche ausgeführt. In diesen zeichneten sich neuzeitliche Mauern ab. Ob römische Baureste darunter erhalten waren, war jedoch nicht zu bestimmen.



Abb. 1: Chur, Welschdörfli, Bienen- / Kasernenstrasse (Überbauung Pensionskasse Graubünden). 2020. Im Vordergrund Sondiergraben 1 im Nord-Bereich des Areals. Links die dem Abbruch geweihten Wohnbauten. Blick gegen Süden.



Abb. 2: Chur, Welschdörfli, Bienen- / Kasernenstrasse (Überbauung Pensionskasse Graubünden). 2020/2021. Lage der Sondierschnitte 1–5 auf dem Areal der geplanten Überbauung und Ausdehnung der Schicht mit römischen Funden. Mst. 1:500.

Über dem Geschiebe und den Stillwasserablagerungen der Plessur folgte in 1–2 m Tiefe ein 30–45 cm mächtiges Schichtenpaket mit römischen Funden, das sich nur auf dem südlichen Teil des Areales fassen liess. An der Basis dieser Schicht lagen regellos Steine, die vermutlich der Bodenfestigung dienten. Die römischen Funde verteilten sich über das gesamte Schichtenpaket. Die ins 1. bis 3. Jahrhundert datierten Keramikfragmente waren kleinteilig. Da ausser den angeschütteten Steinen keine baulichen Befunde wie Mauern, Pfostengruben oder Feuerstellen vorhanden waren, ist davon auszugehen, dass das Gelände nicht zur überbauten Kernzone der römischen Siedlung gehörte.

Über dem antiken Schichtenpaket folgten jüngere, neuzeitliche Sedimente eines Hochwassers der Plessur, wahrscheinlich von jenem im Jahr 1762. Erst nach der Korrektur der Plessur im Jahr 1765 fiel das Gelände trocken und konnte in der Folge landwirtschaftlich genutzt werden. Äcker und Obstgärten sind für das Jahr 1817 auf dem Plan von Peter Hemmi (1789–1852) bezeugt. Im untersuchten Bereich stand zudem bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts eine Sägerei, die zum ersten Mal auf dem Churer Stadtplan von 1835 abgebildet und als «Sage» bezeichnet ist. Deren Maschinen wurden vom Obertorer Mühlbach, der durch das Gelände verläuft, angetrieben. Die dokumentierten Mauerreste stammen bereits von einer späteren Erweiterung und nicht von diesem Kernbau **Abb. 1; Abb. 2**. Nach dem Abbruch der Sägerei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das Areal planiert und später zu einem Parkplatz umgestaltet.

Literatur

- GAIRHOS SEBASTIAN: Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia / Chur. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 83, 2000, 95–147.
- HILFIKER MAX: Chur im 17. und 18. Jahrhundert. Das Plessurhochwasser von 1762. In: STADT CHUR (Hrsg.) Churer Stadtgeschichte Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Chur 1993, 22.
- HOCHULI-GYSEL ANNE / SIEGFRIED-WEISS ANITA / RUOFF EEVA: Chur in römischer Zeit. Band 1: Ausgrabungen Areal Dosch. Mit Beiträgen von Werner Baumann, Wilfried Epprecht, Andreas Hauptmann, Alfred Mutz, Francis de Quervain †, Eduard Schaller, Willem B. Stern. Antiqua 12. Basel 1986.
- HOCHULI-GYSEL ANNE / SIEGFRIED-WEISS ANITA / RUOFF EEVA: Chur in römischer Zeit. Band 2: A. Ausgrabungen Areal Markthalenplatz. B. Historischer Überblick. Mit Beiträgen von Arnold Esenwein, Andreas Hauptmann, Stefanie Martin-Kilcher, Bruno Mühlethaler, Silvester Nauli †, Werner H. Schoch, Marie-Louise Vollenweider, Heinz Vonmont. Antiqua 19. Basel 1991.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Domat/Ems, Crestas

LK 1195, 2 753 390/1 189 242, 584 m ü. M.

Zeitstellung: Bronzezeit **Anlass:** Neubau Unterstand **Dauer:** 21. bis 30. Juni 2022
Verantwortlich: Marina Casaulta, Christoph Walser **Text:** Marina Casaulta

Im Zuge eines Bauvorhabens in der Flur Crestas in Domat/Ems begleitete der Archäologische Dienst Graubünden die Aushubarbeiten und setzte eine Flächengrabung an. Das betroffene Grundstück liegt im Randbereich einer bekannten spätbronzezeitlichen bzw. spätrömisch/frühmittelalterlichen Siedlung. Die Grabung 2022 grenzt direkt an eine bereits 1997 untersuchte Fläche, in welcher sich Siedlungsspuren aus dem 11./10. Jahrhundert v. Chr. fanden. Die damals gefassten Strukturen konnten in der Kampagne 2022 weiterverfolgt werden.

Bei den freigelegten Strukturen handelt es sich hauptsächlich um eine Nord-Süd ausgerichtete Hüttenlehmkonzentration mit klarer Begrenzung **Abb. 1**. Die ein- bis zweilagige Ablagerung misst ca. 1,2–1,4 m in der Breite und mindestens 4,7 m in der Länge. Die verbrannten Hüttenlehmfragmente weisen Holzabdrücke von Brettern oder Balken und Rundhölzern auf. Die Struktur deutet möglicherweise auf einen ehemaligen Blockbau hin, der einplaniert wurde. Die wenigen Funde, darunter die Reste eines Laugen-Melaun Gefässes, bestätigen die Datierung des Siedlungsareals ins 11./10. Jahrhundert v. Chr. Weitere Befunde sind drei Pfostenlöcher, u. a. mit Steinverkeilung, die in das bronzezeitliche Niveau eintiefen. Möglicherweise gehören sie zu den spätrömisch/frühmittelalterlichen Pfostengruben, die im Süden der Grabung 1997 freigelegt wurden. Aufgrund fehlender Funde ist ihre Datierung jedoch ungeklärt.

Literatur

- SEIFERT MATHIAS: Domat/Ems, Crestas, Ur- und frühgeschichtliche Siedlungsreste (En Streia Nr. 4, Via Nova Nr. 87, Parzelle 545, Erschliessungsstrasse Crestas, Parzelle 535). Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1997, 28–35.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden



Abb. 1: Domat/Ems, Crestas. 2022. Die Nord-Süd ausgerichtete Hüttenlehmkonzentration. Blick gegen Norden.

Domat / Ems, Kirche Sogn Gion

LK 1195, 2 753 470 / 1 189 327, 609 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter / Neuzeit **Anlass:** Restaurierung / Sanierung **Dauer:** 1. bis 16. Februar 2021, 28. Februar bis 10. März 2022; zusätzlich Kurzeinsätze an einzelnen Tagen **Verantwortlich:** Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Abb. 1: Domat / Ems, Kirche Sogn Gion. An der Nordostecke des Hügelplateaus sind die Mauerreste des Turmes (Pfeil) sichtbar, die im Jahr 2019 untersucht und dokumentiert wurden. Blick gegen Westen.

Die Kirche Sogn Gion Battista (Johannes der Täufer) erhebt sich am nördlichen Dorfrand von Domat / Ems auf der sog. Tuma Turrera, einem markanten Hügel, dessen Genese auf den frühholozänen Flimser Bergsturz zurückgeht **Abb. 1**. Sie besteht aus einem geosteten, erhöhten Chor und einem einschiffigen Langhaus, dem im Westen ein mächtiger Turm angesetzt ist. Sakristei, Vorhalle, Kapelle und Beinhaus komplet-

tieren die mehrgliedrige Anlage. Anlässlich einer Gesamtrestaurierung legte der Archäologische Dienst Graubünden 2019 die Überreste eines hochmittelalterlichen Turms frei, der nördlich der Kirche im Bereich des heutigen Beinhauses stand. 2021 und 2022 rückten der Kirchturm sowie das Kircheninnere in den Fokus der Untersuchung.

Sogn Gion wird erstmals um 1200 in einer Schriftquelle genannt. Aus dieser Zeit ist die Ostmauer des Schiffes erhalten, die eine romanische Gliederung mit Lisenen und Blendarkaden aufweist. Die übrigen Schiffsmauern und der Chor der romanischen Kirche wurden im frühen 16. Jahrhundert durch einen spätgotischen Neubau ersetzt. Der mächtige Kirchturm wurde in der Literatur zumeist schon ins 12. Jahrhundert eingeordnet, wobei es sich primär um einen Wehrturm gehandelt haben soll, dem möglicherweise von Beginn an eine Doppelfunktion als Kirchturm zugekommen sei.

Zwar ist der Turm sicher älter als die spätgotische Kirche. So ist an dessen Ostwand (vom Dachraum des Schiffes aus) eine giebelartige Abdeckung zu sehen, die auf das romanische Kirchendach Bezug nahm, welches etwa 2 m tiefer lag als das heutige: Indem die vorkragenden Steinplatten den Spalt zwischen Turm und daran anstossendem Dach überdeckten, fungierten sie als Wetterschutz **Abb. 2**.

Allerdings spricht die Bausubstanz des Turms – unregelmässiges, nicht streng lagiges Mauerwerk ohne jegliche romanische Architektur- und Gestaltungselemente – gegen eine Datierung ins 12. Jahrhundert. Abgesehen von der beachtlichen Mauerstärke und einer nach Süden gerichteten Fensteröffnung, die als mögliche Schiessscharte angesprochen werden kann, liegen





Abb. 2: Domat / Ems, Kirche Sogn Gion. 2021. Giebel-förmige Abdeckung aus vor-kragenden Steinplatten an der Ostfassade der Turm-ostmauer, aufgenommen im Dachstock des Schiffs. Die Platte am Scheitel ist abgebrochen. Blick gegen Westen.

zudem keine Hinweise auf einen primär fortifikatorischen Zweck vor. Insofern ist davon auszugehen, dass der Turm von Anfang an als Kirch- und nicht als Wehrturm konzipiert war.

Zwei bauzeitliche Holzreste aus Gerüsthebellöchern im 2. Obergeschoss des Turms wurden mittels der Radiokarbonmethode in eine Zeitspanne von 1427/1432 bis ins frühe 17. Jahrhundert datiert (BE-15664.1.1: 411 ± 31 BP, BE-15665.1.1: 417 ± 31 BP), womit ein aussagekräftiger *terminus post quem* vorliegt. Ferner wurden vier Balken im Unterzug des Glockenstuhls (3. Obergeschoss) sowie ein Schrägbalken des Glockenstuhls (4. Obergeschoss) dendrochronologisch untersucht. Da bis auf diese Höhe keine Hinweise auf eine nachträgliche Erhöhung des Turms vorliegen, lassen die ermittelten Schlagdaten (1460, 1461, 1464) darauf schließen, dass der Turm im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts an die weitaus ältere romanische Kirche angebaut wurde. Letztere besaß ursprünglich vielleicht nur

einen Glockenreiter; an der erhaltenen romanischen Ostmauer zeichnen sich oberhalb der Dachschräge die Reste einer Aufmauerung aus bearbeiteten Tuffsteinen ab.

Im Zuge der Sanierung des Holz- bzw. Steinplattenbodens führte der Archäologische Dienst Graubünden im Schiff und – im zu diesem hin geöffneten – Turmerdgeschoss eine Georadarmessung und vier Sondierungen (Schnitt 16, 17, 20, 21) durch **Abb. 3**. In Schnitt 17, am Übergang vom Turm zum Schiff, wurden mehrere, sich zum Teil überlagernde Gräber entdeckt, die in das anstehende Bergsturzmaterial eingeteuft waren. Grab 6 zog unter einen mindestens 95 cm breiten, in der Höhe von drei Steinlagen erhaltenen Mauerrest, der aufgrund seiner Lage als Überbleibsel der Westmauer des romanischen Kirchenschiffs identifiziert werden kann **Abb. 4**.

Das vorromanische Alter der Bestattung wird durch eine Radiokarbondatierung in den Zeitraum 890–1027 (BE-18808.1.1: 1058 ± 24 BP; BE-18809.1.1: 1110 ± 24

BP) bestätigt. Grab 11, das sich in Schnitt 16 nur etwa 30 cm unter dem aktuellen Bodenniveau zeigte, datiert von 776 – 1019 (BE-20013.1.1: 1087 ±27 BP; BE-20014.1.1: 1135 ±27 BP). Weitere Skelettreste, die in Schnitt 20 in einer ähnlich geringen Tiefe angeschnitten wurden, dürften ebenfalls hochmittelalterlich sein. Damit liegen erstmals indirekte archäologische Hinweise auf eine vorromanische Kirche auf der Tuma Turrera vor.

Bereits in den 1940er-Jahren war anlässlich einer Restaurierung festgestellt worden, dass das niedergelegte romanische Kirchenschiff etwa um eine Mauerstärke schmäler war als das gotische. Von diesem Bau wurde 2022 neben der bereits erwähnten Westmauer auch ein Überrest der Nordmauer in Schnitt 21 erfasst. Hingegen waren in den

Schnitten 16 und 20, obschon diese im Bereich der Nordwestecke der romanischen Kirche lagen, zwar vorromanische Bestattungen, aber keine romanischen Mauerreste auszumachen (allenfalls zeichnete sich in Schnitt 16 noch der untere Teil einer Fundamentgrube ab).

Im Bereich der Nordwestecke muss das Geländeniveau ursprünglich deutlich höher gewesen sein. Ausgehend von diesem Niveau wurden im Hochmittelalter Gräber angelegt. Ungefähr im 12. Jahrhundert wurde sodann die romanische Kirche errichtet, wobei deren Fundamente zum Teil über die älteren Grabgruben gesetzt wurden. Auch das Bodenniveau der romanischen Kirche lag also deutlich über dem spätgotischen bzw. aktuellen Niveau.

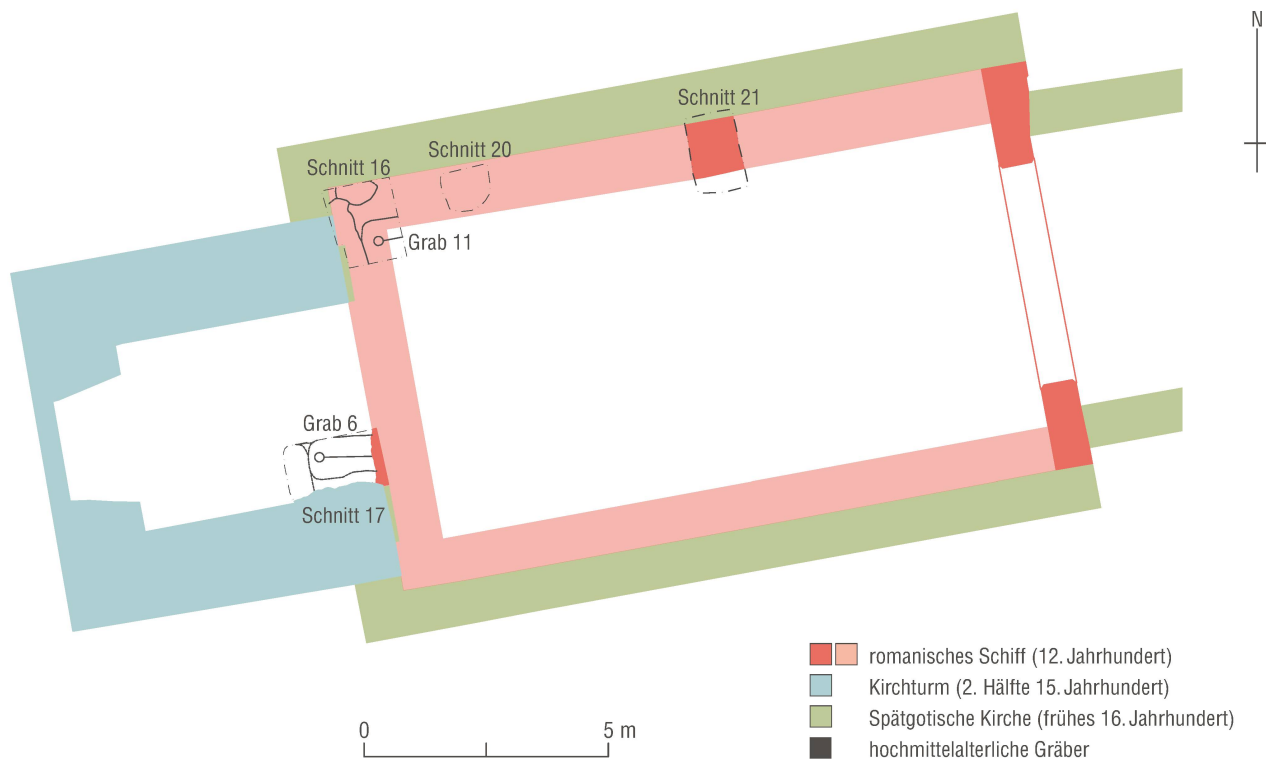


Abb. 3: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion. 2021. Grundrissplan von Schiff und Turm. Eingezeichnet sind die Schnitte 16, 17, 20, 21 mit den beiden naturwissenschaftlich ins Hochmittelalter datierten Gräbern und den romanischen Mauerresten. Auf Grundlage letzterer die Rekonstruktion des romanischen Schiffes. Mst. 1:150.



Abb. 4: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion. 2021. Die hochmittelalterliche Bestattung 6 zieht unter den am linken Bildrand sichtbaren Mauerrest der romanischen Kirche. Blick gegen Süden.

Indes fiel das Gelände gegen Süden und Osten (stark) ab, weshalb die romanischen Fundamente hier eine grössere Tiefe erreichten, wie deren Überreste in den Schnitten 17 und 21 zeigen. Bemerkenswert ist ferner, dass sich das 2019 gefasste Bau- bzw. Aussenniveau des hochmittelalterlichen Turms, der nordöstlich der Kirche stand, mindestens 2 m unterhalb des heutigen Gelniveaus befand. Insofern ist davon auszugehen, dass bereits der romanische Chor – ähnlich der spätgotischen bzw. heutigen Situation mit der unterhalb des Chors gelegenen Sakristei – auf einem Unterbau stand. Allerdings hat die archäologische Untersuchung keine Spuren des romanischen Chors erbracht, sodass dessen Form und Gestaltung unbestimmt bleibt.

Im Zuge des spätgotischen Neubaus wurde die Hügelkuppe schliesslich abgeplattet und ausplaniert, wobei – zumindest stellenweise – grössere Teile der romanischen

Kirchenfundamente entfernt wurden. Auch das neue Bodenniveau erreichte die in den Schnitten 16 und 17 gefassten hochmittelalterlichen Gräber allerdings (knapp) nicht, sodass diese bestehen blieben. Ob sich von der vorromanischen Kirche bauliche Spuren erhalten haben, ist fraglich.

Literatur

- Jahrbuch Archäologie Schweiz 103, 2020, 145–146.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 106, 2023, 251–252.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band III. Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 14–30.
- SELE RAPHAEL/VITORIANO BARBARA/WALSER CHRISTOPH/REITMAIER THOMAS: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion (Tuma Turera). Archäologie Graubünden 4, Chur 2021, 230–233.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden

Domat/Ems, Via Sogn Pieder

LK 1195, 2 753 325 / 1 189 125, 595 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Sanierung Strasse und Werkleitungen **Dauer:** 21. April bis 18. August 2021 **Verantwortlich:** Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Die Via Sogn Pieder, die am Fuss des Hügels Tuma Casté in Domat/Ems verläuft, wurde im Frühling und Sommer 2021 etappenweise saniert. Das Bauvorhaben tangierte das Gelände der frühmittelalterlichen Kirche Sogn Pieder. Ausgrabungen in den Jahren 1975–1979 haben erbracht, dass hier ab dem 7. Jahrhundert ein Herrenhof bestand, der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch einen Brand zerstört wurde. Um 800 wurde an der gleichen Stelle die Kirche Sogn Pieder errichtet, und zwar als Teil eines grösseren Gebäudekomplexes (Mönchshof), welcher im 13. Jahrhundert – mit Ausnahme der Kirche – niedergelegt wurde.

2021 wurde etwa 30 m nördlich der Kirche die Böschungsmauer der Via Sogn Pieder über eine Länge von rund 20 m ersetzt. Dabei ergab sich gegen Westen, also hangauf-

wärts, ein bis zu 3 m hohes, abgeböschtes Baugrubenprofil **Abb. 1**. Während die untere Hälfte dieses Profils aus anstehendem Lehm bzw. Bergsturzmaterial bestand, war darüber ein relativ komplexes Schichtenpaket auszumachen: Unterhalb von natürlichen Ablagerungen (Hangschuttschichten) und verschiedenen jüngeren Strukturen (Steinkonzentrationen, Gruben) zeigten sich Befunde, die als nördlicher Ausläufer der mittelalterlichen Besiedlung um Sogn Pieder anzusprechen sind.

Das älteste Nutzungsniveau mit Holzkohle und rötlichen (Brand-)Verfärbungen zeichnete sich an der Oberkante des anstehenden Lehms ab. Darüber lag kleinteiliger, ausplanierter Bauschutt mit kantigen Bruchsteinen, viel Holzkohle und Mörtelstücken **Abb. 2**. Letztere wiesen vereinzelt eine glatte Oberfläche auf, was auf einen ehemaligen Mörtelboden hindeutet. Anscheinend bestand zum ältesten Nutzungsniveau also ein repräsentatives Gebäude, das sich im näheren Umfeld der dokumentierten Schichten befunden haben muss, dessen exakter Standort aber nicht zu eruieren war. Die Radiokarbondatierung einer Holz-

Abb. 1: Domat/Ems, Via Sogn Pieder. 2021. Gereinigtes Böschungsprofil nördlich der Kirche Sogn Pieder. Blick gegen Süden.



kohleprobe aus dem Abbruchschutt in den Zeitraum 662–774 (BE-17131.1.1: 1296 ±28 BP) lässt darauf schliessen, dass es sich dabei um den erwähnten Herrenhof handelt.

Nach der Ausplanierung wurde das Areal weiterhin genutzt: So war in den Abbruchschutt unter anderem eine mehrphasige, steilwandige Grube eingetieft, an deren unteren Rändern sich die verkohlten Überreste von zwei Hölzern erhalten hatten – offenbar eine Art Verschalung. Eines der beiden Hölzer wurde mittels der Radiokarbonmethode auf 643–774 (BE-17130.1.1: 1351 ±26 BP) datiert. Diese Datierung kann jedoch nicht zwingend als *terminus ante quem* für die Zerstörung des Gebäudes gewertet werden, da in der Grube möglicherweise älteres Holz wiederverwendet wurde.

Im Werkleitungsgraben östlich von Sogn Pieder waren die archäologischen Befunde bereits stark durch jüngere Eingriffe (Hangstützmauer, Strassen- und Leitungsbau) verwischt. Dennoch konnten im Westprofil, nur wenige Meter von der Kirche entfernt, die Überreste eines undatierten (frühmittelalterlichen?) Brandhorizonts sowie dreier

Körperbestattungen gefasst werden. Grab-einfassungen oder -abdeckungen waren nicht auszumachen; auch Beigaben wurden nicht entdeckt.

Unmittelbar südlich und östlich der Kirche waren bereits in den 1970er-Jahren 51 beigabenlose Bestattungen und zwei Knochen-deponien geborgen worden. Der anhand der Radiokarbonmethode ermittelte Belegungszeitraum erstreckt sich vom 9. bis ins späte 12. Jahrhundert. Aufgrund ihrer Lage sind die drei neu entdeckten Gräber, ob-schon bislang nicht absolutchronologisch datiert, zweifellos dem gleichen Friedhof zuzuordnen.

Literatur

- BURKHARDT LORENA: Domat/Ems, Sogn Pieder. Vom frühmittelalterlichen Herrenhof zum neuzeitlichen Pestfriedhof. Archäologie Graubünden Sonderheft 9/1. Chur 2020.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 296–297.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

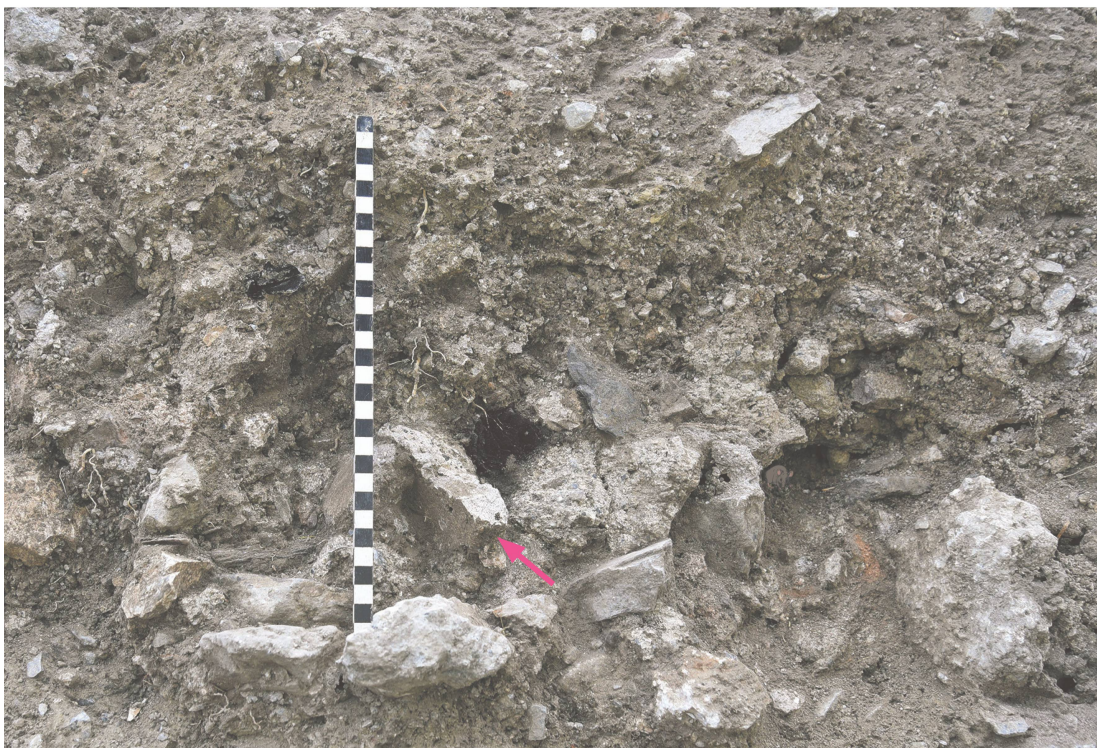


Abb. 2: Domat/Ems, Via Sogn Pieder. 2021. Detail des Abbruchschutts mit Steinen, Mörtelresten und Holzkohle. Erkennbar (Pfeil) ist ein Mörtelfragment mit glatter Oberfläche, das wohl von einem Mörtelboden stammt. Blick gegen Südwesten.

Jenins, Burganlage Neu-Aspermont

LK 1156, 2 761 701 / 1 207 991, 908 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter / Frühe Neuzeit

Anlass: Sicherung / Restaurierung **Dauer:**

Etappenweise 2018–2022 **Verantwortlich:**

Yolanda Sereina Alther **Text:** Yolanda Sereina Alther

Abb. 1: Jenins. Burganlage Neu-Aspermont. 2018. Sanierungsetappe des Nordtraktes. Blick gegen Nordosten.

Die Burganlage Neu-Aspermont gehört zu den bedeutendsten Burganlagen im Kanton Graubünden. Sie liegt oberhalb des Dorfes Jenins, am Weg zur gleichnamigen Alp. Ihr Standort auf einem dreiseitig abfallenden Sporn bot eine natürliche Sicherung. Von

hier aus lässt sich das Gebiet von Sargans SG bis knapp nach Chur überblicken. Abschnitte des historischen Burgwegs, der vom Dorf zur Burganlage geführt hat, sind im Gelände noch ersichtlich. Nachdem die Burg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlassen wurde, war sie über 300 Jahre dem Zerfall überlassen. Seit 1997 finden auf Initiative des Burgenvereins Neu-Aspermont und seit 2014 der Stiftung Burg Neu-Aspermont, Sicherungsarbeiten an der Anlage statt. Das 2018 durch die Architektengemeinschaft Vasella & Jorge, Chur / Zürich mit der Denkmalpflege Graubünden ausgearbeitete Projekt sieht eine Sicherung der Anlage in



mehreren Jahresetappen vor. Die Restaurierungsarbeiten erfolgen durch den Burgenverein Graubünden und die Baufirma Zindel, Maienfeld. Der Archäologische Dienst Graubünden untersuchte 2018–2019 den Nordtrakt, 2021 den Turm und 2022 das Vorwerk. Ausstehend sind die Arbeiten am Bering.

Die um 1232 erbaute Burg Neu-Aspermont, **Abb. 1**, war einst Sitz der Herren von Aspermont und bildete das Zentrum der im 13. Jahrhundert errichteten Herrschaft Aspermont. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts dürfte die Burg an die Herren von Vaz übergegangen sein. Nach vielen Inhaberwechseln gelangte die Burg 1536 an die Drei Bünde.

Die Hauptburg wurde in sechs Jahren von 1232–1238 errichtet. Dies ergab die dendrochronologische Untersuchung der an der Burg verbauten Hölzer. Die ältesten Hölzer mit einem Fälldatum im Herbst/Winter 1232/1233 stammen mit einer Ausnahme aus dem Turm. Dieser wird als Erstes und als eigenständiger Bau errichtet. In den folgenden sechs Jahren 1233–1238, wird der Palas, der Wohntrakt im Südwesten, an den Turm gestellt; ebenso eine erste Umfassungsmauer, die später abgebrochen und durch die heutige Mauer ersetzt wird. Mutmasslich im 14. Jahrhundert wird der Palas um einen Wohntrakt nach Norden erweitert. Ein Brandereignis kurz vor 1466 führt zu einer grösseren Wiederherstellungsphase.

Der 790 Jahre alte Turm ist rund 20,5 m hoch und weist Seitenlängen von 9 m × 9 m auf, **Abb. 2**. Seine über Jahrhunderte dauernde Nutzung führte zu wiederholten Umbauten, welche die erste Bauphase zum Teil stark überprägten. An seiner Aussenfassade lassen sich bearbeitete Ecksteine sowie an verschiedenen Stellen der ursprüngliche

Fugenstrich-Verputz beobachten. Das Turminnere wies zu seiner Bauzeit mindestens vier Geschossebenen auf. Die Geschosse waren durch Balkenlagen aus Eichenholz getrennt, auf denen die Böden aufgelegt waren. Im vierten Geschoss sind die verbrannten Stümpfe der Deckenbalken zum Teil noch erhalten. Anhand dieser ist auch die Bodenhöhe für das vierte Geschoss bestimmt. In den übrigen Geschossen war dies nicht möglich. Die Bodenkonstruktion des ersten Obergeschosses wurde durch einen mittig im Raum platzierten Holzständer zusätzlich gestützt. Das Negativ dieses Ständers ist im Felsen erhalten geblieben.

Zunächst war das Turminnere nur von aussen über einen rund 12 m über dem Boden liegenden Hocheingang in der Westmauer zugänglich. Der rundbogige und eher schmale Hocheingang führte ins dritte Geschoss. Er weist an seiner Unterkante die Negative zweier Balken auf, die das an der Aussenfassade liegende Treppenpodest getragen haben. Der Aufgang dürfte mit einer einfachen Blockleiter erfolgt sein. Mit Ausnahme zweier Lüftungsschlitze in der Nordmauer des ersten Geschosses, wurden alle weiteren Öffnungen aus der Bauzeit von 1232 entweder stark verändert oder zugemauert. Merkmale, die auf Wohnzwecke hinweisen, sind am ehesten im dritten und vierten Geschoss zu beobachten. Eine rundbogige Öffnung mit Gewänden aus Tuff in der Südmauer des dritten Geschosses führte auf eine Laube. Eine weitere, stark veränderte Öffnung in der Nordmauer des vierten Geschosses gehörte wohl zu einem Abort. Mindestens zwei im Raum hoch angesetzte Fenster mit abgechrägter Sohlbank haben dieses Geschoss beleuchtet. Ein Luftschlitz und eine rechteckige Aussparung im Mauerwerk (Rauchabzug? Lichtnische?) könnten auf eine Küche hindeuten.

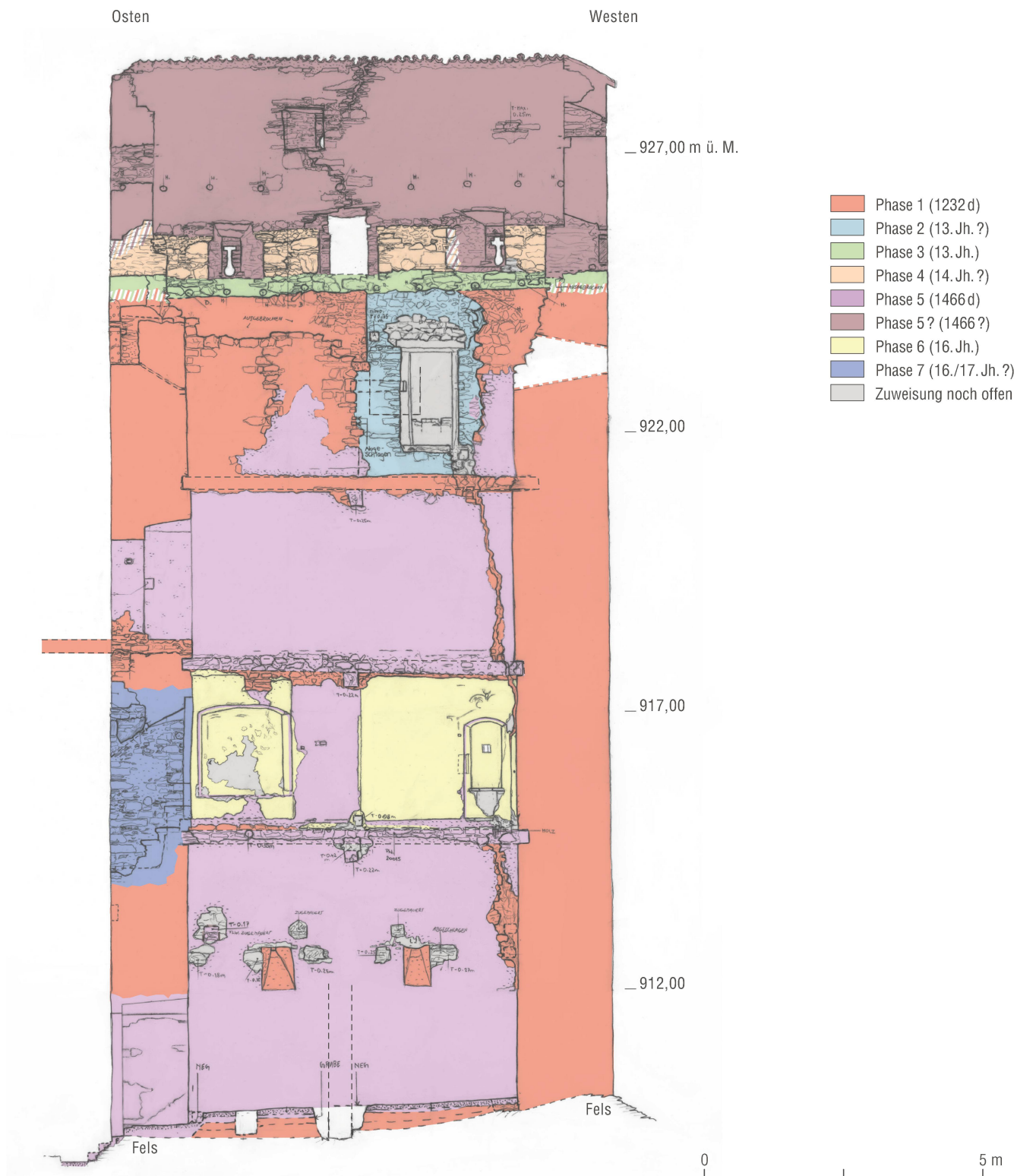


Abb. 2: Jenins. Burganlage Neu-Aspermont. 2018. Turm, Innenansicht Nordmauer, Phasenplan. Mst. 1:100.

Wohl nicht allzu lange nach seiner Erbauung 1232 erhält der Turm ein neues Dach. Dabei wird das erste Dach komplett entfernt, so dass dessen Form unbekannt bleibt. Die vielen Negative von enggesetzten und zum Teil fächerförmig angeordneten Rundhölzern im Mauerwerk lassen darauf schliessen, dass es sich beim neuen Dach um einen hölzernen, vorkragenden Oberbau handelte. Vermutlich noch im 14. Jahrhundert wird dieser entfernt oder durch einen Brand zerstört. Der Turm erhält in der Folge einen Zinnenkranz. Ein solcher ist auch bei der möglicherweise gleichzeitig gebauten Palas-erweiterung, dem Nordtrakt, vorhanden. Ein Brandereignis kurz vor 1466 dürfte nicht nur den Turm, sondern auch die Palasbauten betroffen haben. In der Folge kommt es zu einer grösseren Wiederherstellungsphase, bei welcher der Turm mutmasslich um ein weiteres Geschoss aufgestockt wird. Er verfügt nun über ein innen anliegendes Pultdach mit einer Schildmauer auf der Ostseite. Zur Abdeckung der Mauerkrone werden Hohlziegel verwendet, die von einer, beim Brand abgegangenen, älteren Dachdeckung stammen dürften (siehe Beitrag Seiten 39–45). Weitere Türöffnungen werden nun zwischen Wohntrakt und Palas in die Turmmauern eingebrochen, eine neue Geschosseinteilung entsteht. Bestehende Fenster werden verändert oder neue eingebaut. Die Zinnenluken werden zugemauert und als Schiessscharten für Handfeuerwaffen ausgebildet. Im Innern werden die verbrannten Mauerflächen grossflächig mit Verputz überzogen. Im Mauerwerk verankerte Holzdübel zeigen, dass im Turm Innenausbauten mit Täfer vorhanden waren. Anhand von Mörtelbrauen und Negativen können für das dritte Geschoss Raumteilungen rekonstruiert werden. Im ersten Geschoss konnte der fast komplett erhaltene Mörtelboden freigelegt werden. Im 16. Jahrhundert wird der Innenausbau

des Turms weiter vorangetrieben. Fenster werden vergrössert und Räume werden mit Glattputz und Malereien verziert. Die grossflächige Malerei mit schwarzen Diagonalstreifen und Begleitlinien an der Ostwand imitiert einen textilen Wandbehang. Eine im Abort angebrachte Inschrift konnte mithilfe des Historikers Florian Hitz, Staatsarchiv Graubünden, entziffert werden: es sind die Besitzer von Burg und Herrschaft Neu-Aspermont des 16. Jahrhunderts aufgeführt. Letzte Umbauarbeiten, wie der Einbau einer Küche zwischen Palas und Turm, dürften anfangs des 17. Jahrhunderts stattgefunden haben.

Literatur

- CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 319–322.
- POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Leipzig 1930, 161–163.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Laax, Uaul Casti, Burgruine Lagenberg

LK 1194, 2 739 302 / 1 186 646, 1122 m ü. M.

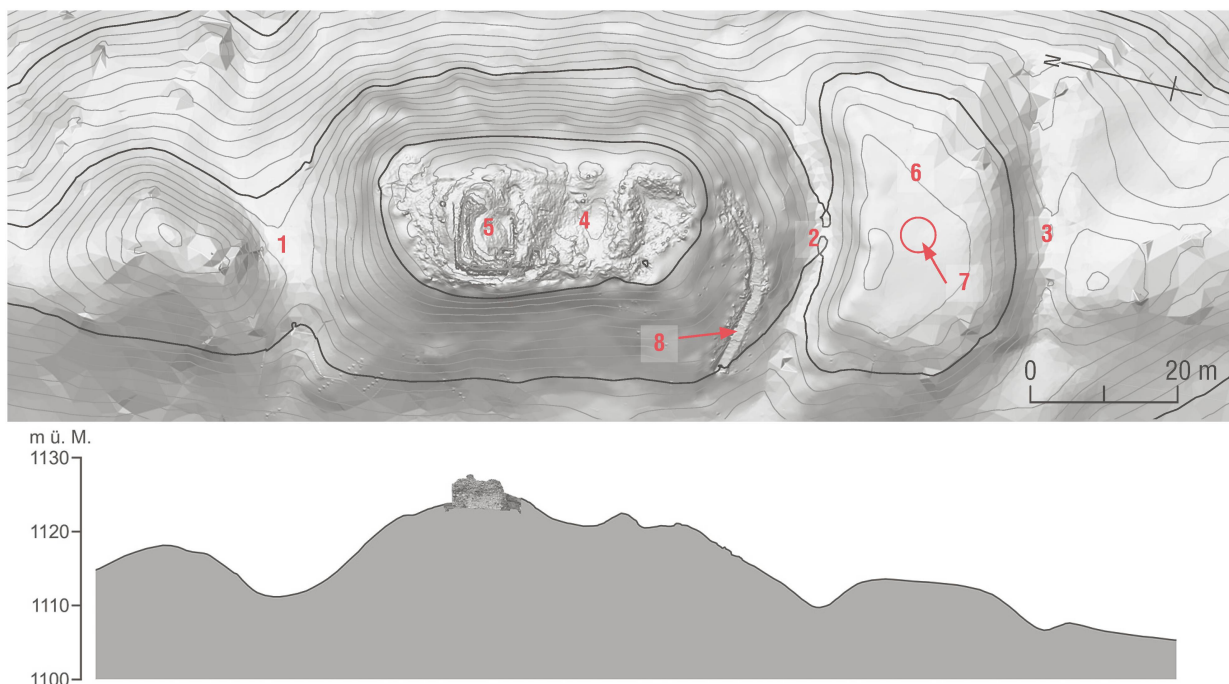
Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Sicherungsarbeiten Burganlage **Dauer:** 19. Juli bis 2. August 2021; 1. Oktober 2021. **Verantwortlich:** Christoph Walser **Text:** Christoph Walser

Die Burgruine Lagenberg findet sich zwischen den Laaxer Dorfteilen Cons und Murschetg, auf der obersten Kuppe des Uaul Casti, einem langgestreckten Höhenrücken, dessen Untergrund sich aus Sturzmaterial des Flimser Bergsturzes zusammensetzt.

Die historischen Quellen liefern nur wenige Angaben zur Burg: Sie war einst das Verwaltungszentrum der Grafschaft Laax und zugleich Residenz des habsburgischen Vogtes. Die Grafschaft dürfte um 1280 entstanden sein. Konkrete schriftliche Hinweise zur Errichtung der Anlage fehlen. Um 1303/1308 wird sie im habsburgischen Urbar erstmals erwähnt. Eine Erbauung der Feste im zeitlichen Zusammenhang mit der habsburgischen Organisation der Grafschaft Laax scheint folglich naheliegend. Wie aus einem Schiedsspruch von 1348 hervorgeht, bestand die Burg nur wenige Jahrzehnte, denn Lagenberg wurde wahrscheinlich im Zuge der «Vazer Fehde» (1332/1333–1335) geschliffen. Diese Fehde wird als Auseinandersetzung zwischen Donat von Vaz und Ulrich Ribi (ab 1331 Bischof von Chur) um die landesherrliche Vormachtstellung in Rätien gedeutet. Anschliessend wurde die Burg nicht wiederaufgebaut.

Die Burg erstreckt sich über eine Fläche von gut 90 m × 40 m. Die Anlage gliedert sich in ein Hauptburgareal im Norden des Höhenrückens und in eine südlich vorgelagerte Vorburg. **Abb. 1.** Haupt- und Vorburg sind durch einen bis zu 20 m breiten, künstlichen Geländeeinschnitt (Halsgraben) getrennt. Im Süden der Vorburg wie auch nördlich der Hauptburg zeichnen sich weitere künstlich Gräben im Gelände ab.

Abb. 1: Laax, Ruine Lagenberg. 2021. Topografischer Geländeplan und Geländeschnitt der Burganlage. 1–3 Halsgraben; 4 Hauptburg; 5 Turm; 6 Vorburg; 7 Zisterne; 8 neu erstellter Fussweg. Mst. 1:1000.



Das einstige Aussehen der Burg lässt sich aufgrund der spärlich erhaltenen Baureste heute nur schwer fassen. Obertägig sichtbar ist lediglich der Turm (Bergfried) im Norden der Hauptburg. Sein noch ca. 4,5 m hoch erhaltenes Mauerwerk weist einen Grundriss von ca. 10,5 m × 10,5 m auf, die Mauerstärke beträgt stolze 2,7 m bis 2,8 m. Im Inneren des Bergfrieds findet sich ein massiver Versturzkegel. Unmittelbar südlich des Turm schliesst ein mehrteiliger Gebäudekomplex an. Dessen Mauern zeichnen sich jedoch nur noch als wallartige Strukturen im Gelände ab. Auf dem Vorburgplateau sind obertägig keine Baubefunde mehr zu erfassen.

Auf Initiative der Stiftungen Pro Laax und Platta Pussenta wurde im Spätsommer 2021 eine Sanierungskampagne durchgeführt. Die Massnahmen fokussierten sich dabei auf eine bautechnische Sicherung des noch sichtbaren Turmmauerwerks und die Anlegung eines Pfades im Süden der Hauptburg, im Bereich des Halsgrabens, zur leichteren Erschliessung der Anlage.

Die Arbeiten fanden unter enger Begleitung des Archäologischen Dienstes Graubünden statt. Dabei konnte die Anlage erstmals genauer kartiert und dokumentiert werden. Aufgrund der relativ zurückhaltenden baulichen Sicherungsmassnahmen fanden keine grösseren Ausgrabungen statt. Die archäologischen Arbeiten beschränkten sich auf die Freilegung und Reinigung des zu sanierenden Mauerwerks, v. a. des stark verstorzten Kronenbereichs, und auf einzelne, kleinflächige Sondagen **Abb. 2**.

Aussen, im Südwesten des Bergfrieds (Eckbereich Turm zu Palas/Hof) konnten im Zuge einer Sondierung verkohlte Bauhölzer aus dem Versturz geborgen werden. Eine Dendrodatierung war nicht möglich, die



¹⁴C-Analyse ergab ein Datum von 1294–1393 (BE-16557.1.1: 637 ±18 BP): unter Berücksichtigung der historischen Quellen ein gutes Indiz für die Erbauung der Burg im späten 13. Jahrhundert. Hinweise auf eine Mehrphasigkeit resp. einen Vorgängerbau fanden sich keine. Es muss jedoch nochmals auf die eingeschränkten (Boden-)Eingriffe hingewiesen werden.

Am 1. Oktober wurde die Anlage mittels Bodenradar prospektiert. Im Vorburgareal konnte damit eine schachtartige Struktur erfasst werden, die eventuell mit der Wasserversorgung (Zisterne?) in Verbindung steht.

Literatur

- CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 85–86.
- POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Leipzig 1930, 228–229.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band IV. Die Täler am Vorderrhein, 1. Teil: Das Gebiet von Tamins bis Somvix. Basel 1942, 78.
- WALSER CHRISTOPH: Laax GR, Uaul Casti, Ruine Lagenberg. Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 303–304.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden.
Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo
und Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Laax, Ruine Lagenberg. 2021. Freilegungsarbeiten im Bereich des Turms. Blick gegen Westen.

Luzein, St. Antönier

LK 1157, 2 784 046 / 1 207 787, 1773 m ü. M.

Abb. 1: Luzein, St. Antönier-
tal. 2021. Kartenausschnitt
um Partnun. Die rund 60 im
Jahr 2022 dokumentierten
Fundstellen sind als orange
Punkte dargestellt, Weberlis
Höhle ist rot hervorgehoben.
Mst. 1:30000.

Zeitstellung: Neuzeit **Anlass:** Dokumen-
tation / Survey zu den Graffiti um St. Antö-
nien **Dauer:** 2022–2024 **Verantwortlich:**
Thomas Reitmaier, Yolanda Sereina Alther,
Raphael Sele **Text:** Yolanda Sereina Alther,
Raphael Sele, Thomas Reitmaier

Seit 2022 besteht in Zusammenarbeit mit
dem Archäologischen Dienst Graubünden

ein grenzüberschreitendes Forschungspro-
jekt, welches das Phänomen alpiner Graffiti
um Partnun, St. Antönien im Kanton Grau-
bünden untersucht. Anlass war nicht nur
das bestehende Forschungsdesiderat zu
diesem Thema, sondern auch der Umstand,
dass viele der Graffiti durch Witterungsein-
flüsse kaum noch identifizierbar und zum
Teil durch moderne Veränderungen (zum
Beispiel Wegmarkierungen oder Kletter-
haken) bedroht sind. Die Intention des
Projektes ist, dieses subtile Kulturerbe

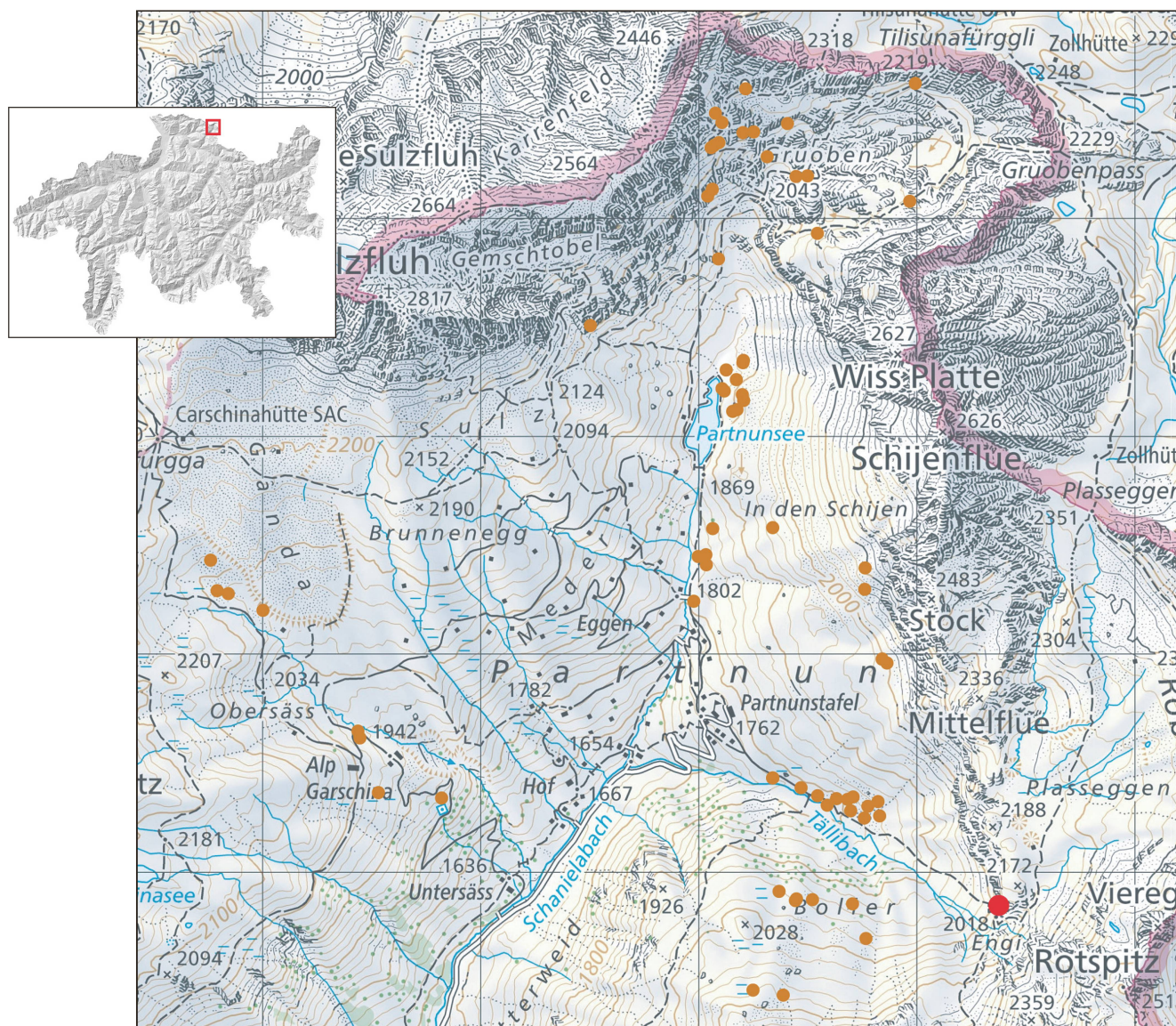




Abb. 2: Luzein, St. Antöniertal. 2021. Zu Weberlis Höhle zugehörige Felsnische mit Graffiti. Blick gegen Nordwesten.

zu dokumentieren, zu untersuchen und Strategien für seinen Erhalt festzulegen. Parallel wurde durch die Abteilung Archäologie, Amt für Kultur (FL) und die Montafoner Museen (A) 2022 ein vergleichbares Prospektionsprojekt im grenznahen Gebiet des Rätikons durchgeführt.

Als Graffiti sind allgemein grafische Zeugnisse zu verstehen, wozu unter anderem Kritzeleien, Zeichen, Buchstaben, Wortfolgen, Zahlen, Hausmarken und Zeichnungen gehören. Definitionsgemäss spielen die dabei gebrauchten Werkzeuge und die gewählte Schreib- oder Zeichnungstechnik keine Rolle. Im alpinen Raum stellen Graffiti ein verbreitetes Phänomen der Alltagskultur dar. Sie finden sich an Hauswänden, auf Steinplatten, Felsformationen, an Gerätschaften und weiteren Gegenständen.

Untersuchungsgebiet und Vorgehensweise

Das St. Antöniertal ist ein nördliches, im Spätmittelalter durch Walser besiedeltes Seitental des Prättigaus, im Norden von Graubünden und an der Grenze zu Vorarlberg (A). Das Untersuchungsgebiet umfasst die oberen Abschnitte des Tals – Partnun, Plassegga, Carschina und Gafien. Im Norden und Osten wird es durch die österreichische Grenze beschränkt, die auf dem Berggrat des Rätikon verläuft. In einer ersten Projektphase werden die Graffiti im Rahmen von Feldbegehungen systematisch kartiert und inventarisiert: Erfasst werden unter anderem die Anzahl und Art der Inschriften, die Lage am Fels sowie der Erhaltungszustand. Ausserdem werden die Koordinaten festgehalten sowie Überblicks- und Detailfotografien erstellt.

In einer zweiten Projektphase rückt eine ausgewählte Fundstelle in den Fokus – die sogenannte Weberlis Höhle am östlichen Rand von Partnun, wo an einer überhängenden Felsflanke hunderte von Graffiti erhalten sind **Abb. 2**. Neben einer Dokumentation nach aktuellen archäologischen Standards (3D-Fotogrammetrie) wird eine möglichst vollständige Transkription der hier angebrachten Schriftzeichen angestrebt. Auf dieser Grundlage ist sodann eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Inschriften möglich. Ergänzend zu den genannten Arbeiten finden Literatur- und Archivrecherchen statt; auch Oral-History Studien sind angedacht. Schliesslich werden alpine Graffiti aus anderen Regionen des Kantons in die Untersuchung einbezogen, wobei diese in erster Linie als Vergleichsbeispiele dienen.

Fundstellen

2022 wurden in Partnun auf einer Höhe von ca. 1750–2300 m ü. M. rund 60 Fundstellen dokumentiert, wobei unter einer Fundstelle in der Regel ein freistehender Felsblock, eine Felsformation oder eine Höhle mit einem oder mehreren Graffiti verstanden wird **Abb. 1**. 2023 wird die Prospektion in Partnun fortgesetzt und auf die benachbarten Talschaften, Bergflanken und Hochebenen ausgeweitet.

Ein übergeordnetes Ziel besteht darin, die Graffiti nicht nur auf der heutigen Karte, sondern gleichsam in der historischen Kulturlandschaft zu verorten: Insbesondere soll untersucht werden, inwiefern Gebiete, in denen Graffiti auftreten, mit spezifischen Tätigkeiten bzw. Nutzungsbereichen der historischen Alp- und Weidewirtschaft korrespondieren. Eine erste Auswertung der Kartierung zeigt, dass die Fundstellen oftmals räumlich nahe beieinanderliegen. Sie schei-

nen überwiegend dort angebracht zu sein, wo auch das Vieh gesömmert wurde, also dort, wo die Hirten ihr Vieh zur Fütterung weiden liessen und nebst der Hut genügend Zeit zum Anbringen von Graffiti verblieb. In den an die Sömmungsgebiete anschliessenden Fettwiesen zur Heuwirtschaft liessen sich bislang noch keine Graffiti nachweisen. Diese für die Mähwirtschaft gut geeigneten Flächen weisen auch deutlich weniger Felsformationen und -blöcke auf.

Alter und Anzahl

Der Erstellungszeitraum der bislang aufgefundenen Graffiti reicht vom 17.–20. Jahrhundert. Dabei scheint die höchste Dichte an Graffiti für das 19. Jahrhundert vorzuliegen. Rund drei Viertel der Fundstellen weisen mehr als nur ein Graffiti auf. Vereinzelt sind auch Fundstellen mit mehr als 50 und mehr als 100 Darstellungen vorhanden. Das Anbringen von mehreren Graffiti am gleichen Ort erfolgte in manchen Fällen wohl gleichzeitig, in vielen Fällen wurde aber dieselbe Stelle mehrfach, auch über eine längere Zeitspanne und zum Teil sogar offenbar von derselben Person über mehrere Alpsommer hintereinander aufgesucht und markiert. Darauf lassen dieselben Initialen und aufeinanderfolgende Jahreszahlen schliessen. In ca. einem Fünftel der Fälle ($n = 60$) werden die Graffiti von später hinzugefügten Graffiti überlagert und gestört.

Rötel

Der grösste Teil der Graffiti ist in Rötel ausgeführt. Beim Rötel handelt es sich um ein stark eisenoxidhaltiges Gestein. Seinen rotbraunen Farbton erhält es durch den hohen Anteil an Eisen bzw. Eisenoxid. Rötel wurde bis zur Erfindung des Bleistiftes häufig als Schreib- und Zeichenmittel verwendet.



Abb. 3: Luzein, St. Antöniertal. 2022. Detailaufnahme von in Röteln gezeichneten Graffiti an einem Felsblock in Partnun, oberhalb Plasseggaweg. Blick gegen Osten.

Dort, wo er in tonhaltigen Gesteinsschichten vorliegt, wurde er nach seinem Abbau zunächst getrocknet und dann auf dem Schnittbrett in handelsmässige Stifte geschnitten, im Anschluss in ein Rohr gesteckt und zum Zeichnen zugespitzt. Bis in jüngste Zeit wurde Röteln bevorzugt von Bauern zum Markieren ihres Viehs und zum Bezeichnen ihrer Getreide- und Mehlsäcke verwendet. In gemahlener Form wurde er vom Zimmermann zum Einfärben seiner Schlagschnur genutzt.

Woher der im Untersuchungsgebiet verwendete Röteln stammt, ist noch nicht geklärt. Hämatit ist im Alpenraum vorhanden und wurde zur Gewinnung von Eisen auch abgebaut. Ob er aber auch in der gewünschten Qualität in näherer Umgebung von Partnun zur Verfügung stand und von der lokalen Bevölkerung abgebaut wurde, ist noch Gegenstand der Untersuchung. Möglich ist aber auch, dass Röteln als Handelsware bezogen wurde.

Aus einer vergleichbaren Studie zu alpinen Graffiti aus dem Val Fiemme, Trentino (I) ist bekannt, dass der lokal abgebaute Rötél verrieben und mit Ziegenmilch als Bindemittel zu einem Brei geformt wurde. Zum Auftragen wurde ein Zweig verwendet, der an einem Ende angekaut oder mit einem Kieselstein gequetscht wurde, um die Fasern teilweise zu lösen und ihn auf diese Weise als Malpinsel zu verwenden. Ein solches Verfahren konnte bislang im Untersuchungsgebiet nicht nachgewiesen werden. Vielmehr scheinen die Graffiti allesamt mit unterschiedlich dicken Rötélstiften aufgetragen worden zu sein.

Technik

Bei den Rötélgraffiti um Partnun lassen sich zwei Formen der Ausführung beobachten. In ersterem Fall handelt es sich um ein rein auftragendes Verfahren, d. h. mit dem Rötél wurde direkt auf die Gesteinsoberfläche gezeichnet **Abb. 3**. Auf diese Weise sind auch die bislang ältesten dokumentierten Rötélinschriften von 1648 und 1669 ausgeführt. Bei der zweiten Ausführung wurde Rötél zunächst flächig auf dem Gestein als Untergrund aufgetragen. In diese Rötélflächen wurden dann Ritzungen vorgenommen, die sich durch den hellen Gesteinsgrund von der roten Fläche abheben **Abb. 2**.

Bei der Ritzung handelt es sich um ein abtragendes Verfahren, bei welchem der Untergrund (Rötél und Fels) verdrängt wurde. Es scheint, dass dieses Verfahren vermehrt ab dem 19. Jahrhundert angewendet wurde. Zur Herstellung des roten Untergrundes wurden allerdings nicht immer neue Rötélflächen geschaffen. An einigen Stellen wurden die älteren Rötélzeichnungen offenbar flächig verschmiert, möglicherweise mithilfe einer organischen Flüssigkeit.

Bei zwei Fundstellen diente als Ritzuntergrund eine schwarze Flechte. Der helle Fels bildet auch hier den Kontrast zum schwarzen Hintergrund. Die meisten der Ritzungen wurden aber direkt – ohne farbigen Untergrund – auf das Gestein angebracht. Ab dem 19. Jahrhundert erscheinen auch erste Graffiti, die mit Bleistift auf den Fels aufgetragen wurden. Jüngste Graffiti aus dem 20. Jahrhundert sind ebenfalls meist mit Bleistift verfasst und stehen häufig nicht mehr mit dem Alpbetrieb in Verbindung. Es sind nun vor allem Zeugnisse von Alpinisten und Wanderern, die sich auch durch das vollständige Ausschreiben der Personennamen von den älteren Graffiti unterscheiden.

Inhalt

Bei den Graffiti handelt es sich primär um die Initialen von Hirten, häufig kombiniert mit der reich verschnörkelten Jahreszahl des entsprechenden Alpsommers. Zum Teil steht zwischen den Initialen auch das Hauszeichen der Verfasser. Daneben ist oftmals auch die Anzahl und Art der gesömmerten Tiere angegeben. Die Art der Tiere ist meist ausgeschrieben, selten nur durch die Initiale angegeben. Folgende Tierarten wurden gesömmert: GEIS, GALT(I), KÜO, SCHAF. Die genaue Anzahl der gesömmerten Tiere wurde jeweils mit den sog. Bauernzahlen, einer Abart der römischen Zahlzeichen aufgezeichnet.

An gewissen Stellen sind die Angaben zudem durch Einfassungen umrahmt, vor allem bei der Fundstelle Weberlis Höhle mit Herzen. Vereinzelt auch mit floralem Dekor, Blumen, und einmal mit einem Stern verziert. Es konnte nur ein einziger Spruch dokumentiert werden, bei welchem es sich zudem um das einzige Graffito mit religiösem Inhalt handelt: GOT BEHÜTE

UNS ALLE. Der eingeritzte Schriftzug weist die Jahreszahl 1864 auf.

Motivation

Noch wissen wir wenig über die Verfasser der Graffiti. In den meisten Fällen stehen sie in direktem Zusammenhang mit der Alpsommerung und dem Weidebetrieb. Darauf weisen die Nennung der Anzahl der gesömmerten Tiere sowie die Anwendung eines Zahlensystems und Hauszeichen, welche (zuletzt) im bäuerlichen Kontext genutzt wurden. In identischer Form wurden solche Graffiti im Untersuchungsgebiet auch auf Holzpritschen in Alphütten angebracht.

Richard Weiss schreibt dazu treffend: «*Die Prätigauer Hirten haben, wie auch andere, von altersher das chronikalische Bedürfnis gehabt, ihr Dasein und ihre Tätigkeit in einer Alp späteren Geschlechtern zu überliefern.*» Dieses Bedürfnis konzentrierte sich dabei offensichtlich nicht nur auf die festen Algebäude und Gerätschaften, sondern wurde auch auf die alpine Kulturlandschaft übertragen. Dabei wurden von den Hirten nicht nur geschützte überhängende Felsformationen und Felsblöcke ausgewählt, sondern auch Stellen, die der Verwitterung ausgesetzt sind und zum Teil isoliert in unwegsamen Gelände liegen.

Die zum Teil sehr hohe Dichte an Fundstellen und das wiederholte Aufsuchen gewisser Orte über Jahrhunderte hinweg könnte über eine reine Markierung «*hier gewesen zu sein*» hinausgehen. Sie könnte auf Raumvorstellungen bzw. kulturräumliche Strukturen weisen, die sich uns heute nicht (mehr) erschliessen. Der Aspekt, aktiver und gestaltender Teil der (Alp-)Geschichte zu sein und in der Tradition einer Gruppe zu stehen, zu der man sich zugehörig fühlt und in

die man sich einschreibt, dürfte dabei eine erhebliche Rolle gespielt haben.

Literatur

- BAZZANELLA MARTA: The Mind of the Shepherds: Five Centuries of History Told by the Rocks of the Fiemme Valley. *Journal of Early Modern Studies* 9, 2020, 141–162.
- GAMON MARTIN: Alpine Graffiti – Rötzelzeichnungen und Archäologie im Montafoner Rätikon. *Jahrbuch Montafoner Museen*, 2022, 100–105.
- KRAACK DETLEV / LINGENS PETER: Bibliographie zu historischen Graffiti zwischen Antike und Moderne, Krems 2001.
- LOHMANN POLLY: Warum sich eigentlich mit historischen Graffiti beschäftigen – und was sind Graffiti überhaupt? Ein Vorwort zur Einordnung und Bedeutung der Materialgattung. In: LOHMANN POLLY (Hrsg.): *Historische Graffiti als Quellen*. Stuttgart 2018, 9–16.
- WEISS RICHARD: *Das Alpwesen Graubündens. Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Älplerarbeit und Älplerleben*. Reprint Chur 1992.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden.

Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo

Abb. 2–3: Archäologischer Dienst Graubünden

Malans, Neugestaltung Dorfkern

LK 1176, 2 762 635 / 1 205 680, 570 m ü. M.

Zeitstellung: Spätmittelalter / Neuzeit **Anlass:** Neugestaltung Dorfkern **Dauer:** Juni bis September 2021 (ab Juli wochen- und teilweise) **Verantwortlich:** Marina Casaulta, Christoph Walser **Text:** Marina Casaulta

Aufgrund der Neugestaltung des Dorfkerns von Malans, die die Sanierung des Rathauses, die Umnutzung des nordwestlich angrenzenden Rathausstalles sowie Bodeneingriffe in der Umgebung dieser beiden Gebäude vorsah, begleitete der Archäologische Dienst Graubünden die Bauarbeiten.

Im Rathausstall wurden bereits 1991 die Überreste eines spätmittelalterlichen / frühneuzeitlichen Badhauses entdeckt und

freigelegt **Abb. 1.** Aufgrund der Sistierung des Bauprojekts konnte die Untersuchung damals nicht vollständig abgeschlossen werden. 2003 wurden die Baubefunde des Badhauses von Birgit Tuchen vorgelegt. Bei der Kampagne 2021 konnten die noch fehlenden 12 m² in der Badstube freigelegt und die 1991 begonnene Bauuntersuchung des Gebäudes fortgesetzt werden. Es bestätigten sich grösstenteils die Erkenntnisse von 1991 **Abb. 2.** Die frühesten Baubefunde im Rathausstall sind Gebäudemauerreste (Phase 1). Tuchen setzte diese aufgrund der Funde ins 15. Jahrhundert. Eine im Jahr 2021 durchgeführte Radiokarbondatierung eines Knochens aus einer Grube, die älter oder gleichzeitig mit der ältesten Mauer ist, zeigte, dass eine ältere Datierung nicht ausgeschlossen werden kann (1282–1394, BE-17124.1.1, 655 ±25 BP). Im Verlauf des 15. Jahrhunderts folgt der Ausbau zum



Abb. 1: Malans, Neugestaltung Dorfkern. 2021. Fotografische Dokumentation zur Erstellung eines 3D-Modells der spätmittelalterlichen / frühneuzeitlichen Badstube im Rathausstall. Der eingetiefte Badofen 1, ein weiterer Ofenbefund 2 und ein zugemauerter Durchgang 3. Blick gegen Norden.

Südwesten

Nordosten

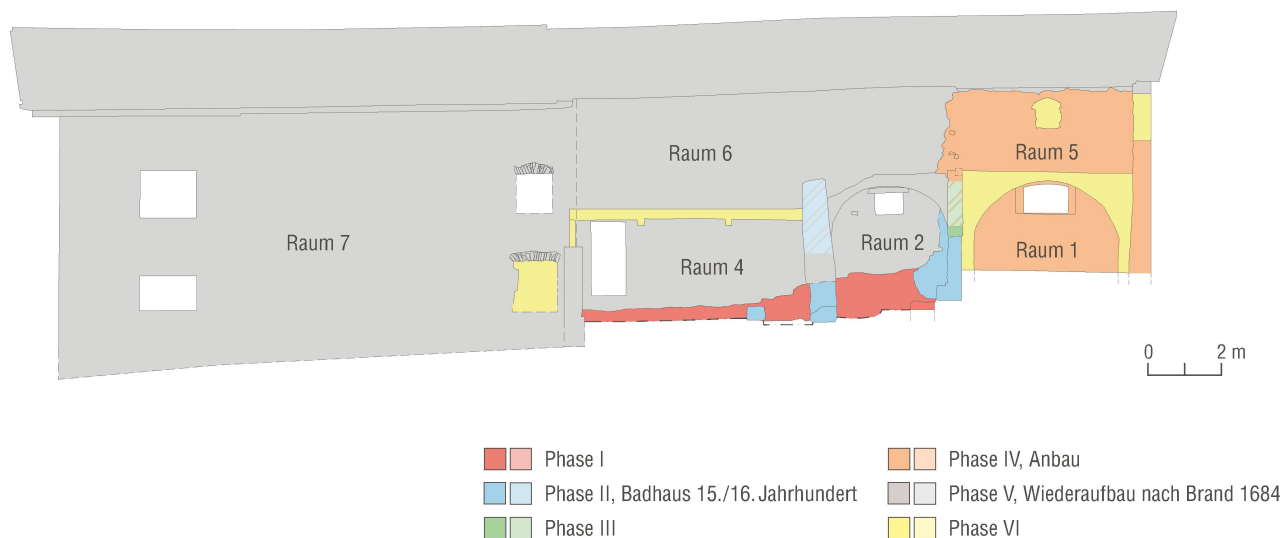


Abb. 2: Malans, Neugestaltung Dorfkern. 2021. Phasenplan Nordwestwand des Rathausstalles. Als Grundlage dienten die Phasenpläne der Grabungsdokumentation 1991. Mst. 1:200.

Badhaus (Phase 2). Gemäss Tuchen wurde der Badebetrieb im Rathausstall wohl bereits im frühen 16. Jahrhundert eingestellt. Das Badhaus bestand aus der Badstube und einem Vorbad mit Heizraum. Die Badstube selbst war mit zwei Öfen **Abb. 1** und einer Steinpflasterung ausgestattet, die wohl als Unterlage für einen Holzdielenboden gedient haben dürfte. Aus den Bauschichten unter der Steinpflasterung und ebenso darüber, konnten mehrere Schröpfköpfe aus Ton geborgen werden **Taf. 1, 1–4, 8 Abb. 3**. Diese unterstreichen die Ansprache als Badstube und geben zudem auch einen Hinweis darauf, dass bereits die frühesten Baubefunde zu einem Badhaus gehört haben könnten. Aus beiden Schichten stammen weiterhin Hohl- und Flachglasfragmente **Taf. 1, 5–6, 9–12**, sowie ein glasiertes Henkeltopffragment **Taf. 1, 7**. Die wenigen bestimmbaren Funde passen zeitlich in die von Tuchen vorgeschlagene Datierung des Badhauses in das 15./16. Jahrhundert.



Abb. 3: Bad- und Schröpfszene in einer medizinischen Abhandlung aus Böhmen (CZ) um 1500. Bei den kugeligen Gefäßen auf dem Rücken handelt es sich um Schröpfköpfe.



Abb. 4: Malans, Neugestaltung Dorfkern. 2021. Neuzeitliches Sicker- oder Sammelbecken zwischen Rathausstall und Rathaus.

Das Badhaus wurde im Nordosten durch einen zweistöckigen, gemauerten Anbau erweitert (Phase 4) **Abb. 2**. Zwei Armierungsbalken, die diesen Ausbau zeitlich eingrenzen würden, konnten dendrochronologisch beprobt werden. Allerdings war eine Datierung anhand der gewonnenen Daten nicht möglich. Der grosse Dorfbrand von 1684 zerstörte weite Teile des Rathausstalles. Das Gebäude wurde unmittelbar anschliessend auf den Ruinen neu aufgebaut, nach Südwesten erweitert und mit dem noch heute bestehenden Dach ausgestattet, welches ein gesichertes Dendrodatum von 1684 aufweist (Phase 5). Bis auf Umbauten im Inneren (Phase 6) blieb das Gebäude seitdem in seiner Grundform unverändert.

Das Rathaus von Malans ist dagegen bauhistorisch kaum untersucht. Aufgrund einer Abtiefung südöstlich des Rathauses zur Errichtung eines Pelletlagers war ein

Grossteil des Fundaments bis zur Unterkante des Gebäudes sichtbar. Dabei konnte ein Baukörper gefasst werden, der als ursprünglicher Kernbau anzusprechen ist. Dieser wurde in einer späteren Phase gegen Südwesten erweitert. Bei dem Gebäude dürfte es sich um den von Erwin Poeschel erwähnten, vermutlich hoch- bis spätmittelalterlichen Privatbau handeln, der gemäss Robert Donatsch 1609 von der Gemeinde erworben und zum Rathaus umgebaut wurde. Das heutige Erdgeschoss und der Anbau gegen Nordosten könnten zu diesem Umbau gehören. Bei dem oben bereits erwähnten Dorfbrand wurde auch das Rathaus in Mitleidenschaft gezogen. Die getäfelte Ratsstube wurde im Nachgang erneuert. Davon zeugt die Jahreszahl 1690 über dem Eingang zur Stube und auf dem dazugehörigen Kachelofen des Winterthurer Ofenbauers Pfau.

Für das bereits erwähnte Pelletlager wurde eine ca. 14 m × 15,5 m grosse und bis ca. 4,5 m tiefe Baugrube im Südosten des Rathauses ausgehoben. Der Aushub wurde baubegleitend untersucht. Der obere Bereich war durch die 1947 erbaute Freitreppe und moderne Aufschüttungen gestört. Darunter konnten der ehemalige Treppenaufgang zum Rathaus mit dazugehörigen steinernen Wegpflasterungen gefasst werden. Diese überlagerten einen annähernd Nordwest-Südost orientierten Mauerzug, der zu einem ehemaligen Gebäude in diesem Bereich gehörte. Direkt unter der ehemaligen Rathautreppe war eine fundreiche Abfallschicht mit Tierknochen, auffällig viel Hohlglasfragmenten, einem Tonpfeifenstiel und Ofenkeramik **Taf. 2**. Hervorzuheben ist eine glasierte Kachel mit dem Churer Stadtwappen **Taf. 2, 14**. Das Fundensemble weist einen Datierungszeitraum vom 15. – 17. Jahrhundert auf.

Die ältesten fassbaren archäologischen Spuren im Bereich des Pelletlagers waren Schichten mit Mauerschutt. Diese liessen sich aufgrund eines Tellerkachelfragments mit einem Strahlenkranzmuster ins 14./15. Jahrhundert datieren. Die untersten 2,5 Meter bestanden aus Schotter- und feinen Sedimentschichten mit vereinzelt Holzkohleflitter. Es handelt sich hierbei um natürliche fluviatile Ablagerungen. Die Radiokarbondatierung der Holzkohle setzt diese ins 10.–12. Jahrhundert (903–1116, BE-17125. 1.1, 1030 ± 26 BP). Dementsprechend sind ältere, vormittelalterliche Schichten in grösserer Tiefe nicht auszuschliessen.

Schliesslich konnte zwischen Rathaus und Rathausstall ein 23 m² grosses, gemauertes, neuzeitliches Sicker- oder Sammelbecken mit gemauerten Zulaufkanälen dokumentiert werden **Abb. 4**.

Literatur

- BAUMGARTNER ERWIN / KRUEGER INGEBORG: Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. München 1988.
- CASALTA MARINA: Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 333.
- DONATSCH ROBERT: Malans in der Bündner Herrschaft. Chur 2002.
- ERB HANS: Jahresbericht 1969 des Rätischen Museums in Chur. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 99, 1971, 5–31.
- HEEGE ANDREAS: Tabak und Tabakpfeifen in der Schweiz. In: Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen. – Akten des Kolloquiums in Bern. Basel 2018, 371–382.
- LEIB SARAH: Die Ausgrabungen auf dem Kirchhügel von Bendern Gemeinde Gamprin, Fürstentum Liechtenstein. Band 4: Ofenkeramik, Glas- und Metallfunde vom 8. bis 20. Jahrhundert. Vaduz 2020.
- OBRECHT JAKOB / SPRINGER ANITA / WEBER EMIL: Stans NW vor dem grossen Dorfbrand von 1713. Archäologische Befunde und Funde der Ausgrabungen Dorfplatz und Spittelgasse 2003. Mit Beiträgen von Akeret Örne, Tabernero José Diaz, Doswald Stephen, Hüster Plogmann Heide, Volken Serge, Volken Marquita. Antiqua 49. Basel 2011.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band II: Herrschaft, Prättigau, Davos, Schanfigg, Churwalden, Albulatal. Basel 1937, 45–46.
- TUCHEN BIRGIT: Öffentliche Badhäuser in Deutschland und der Schweiz im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Petersberg 2003, 240–244.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2, 4 Tafeln 1–2: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 3: TUCHEN 2003, 302, Abb. 138

Katalog

BS Bodenscherbe
Frg. Fragment
FO Fundobjekt
H. Höhe
PS Passscherbe
RS Randscherbe
WS Wandscherbe
Rdm. Randedurchmesser

Rathausstall, Badstube, Bauniveau zu Phase II

- 1** 1 RS Schröpfkopf mit leicht gegen aussen abgestrichenem Rand, zylinderförmiger Wandung und Ansatz eines Standbodens, oxidierend gebrannt mit grauem Kern, Rdm. 4 cm, H. 2,4 cm. FO 70822.84.1, Pos. 135.
- 2** 1 RS Schröpfkopf mit umgelegten Lippenrand, birnenförmiger Wandung, oxidierend gebrannt, Rdm. 4 cm, H. 3,2 cm. FO 70822.87.3, Pos. 131.
- 3** 2 RS Schröpfkopf mit spitz zulaufendem, leicht gegen aussen abgestrichenem Rand, birnenförmiger Wandung und Ansatz eines Standbodens, oxidierend gebrannt, Rdm. 4 cm, H. 3,4 cm. FO 70822.87.2, Pos. 131.
- 4** 2 RS Schröpfkopf mit leicht gegen aussen abgestrichenem Rand, birnenförmiger Wandung und Linsboden, oxidierend gebrannt, Rdm. 3,6 cm, H. 2,8 cm. FO 70822.87.1, Pos. 131.
- 5** 1 RS, 2 WS Hohlglas mit Randzone, feiner horizontaler Fadenauflage und optisch geblasenen Erhebungen/Buckel evtl. Kreuzrippenbecher, farbloses Glas, transparent, Rdm. 7 cm. – Datierung: 15./16. Jahrhundert (?) (BAUMGARTNER/KRUEGER 1988, 308, 330). FO 70822.78.4, Pos. 131 (PS mit 70822.65.3).
- 6** 2 WS Hohlglas mit feiner diagonalen Rippung, Oberfläche aussen rau, farbloses Glas, transparent, optisch geblasen. FO 70822.75.1, Pos. 134.
 – 1 RS, 1 WS Flachglas mit verdicktem Rand, farbloses Glas, transparent. FO 70822.91.1, Pos. 141.

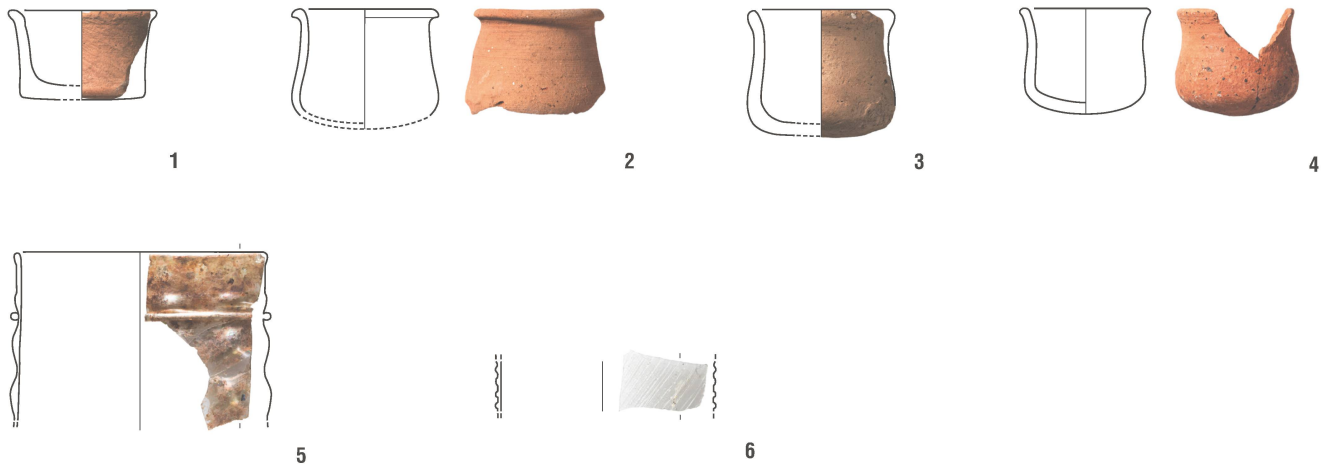
Rathausstall, Badstube, Nutzung Phase II

- 7** 1 RS Henkeltopf mit Bandhenkelansatz, innen grüne Glasur auf weisser Engobe, oxidierend gebrannt. FO 70822.69.1, Pos. 88.
- 8** 1 RS Schröpfkopf mit spitz zulaufendem, leicht gegen aussen abgestrichenem Rand, leicht birnenförmige Wandung und Ansatz eines Linsbodens, oxidierend gebrannt, Rdm. 4 cm, H. 3,4 cm. FO 70822.41.1, Pos. 88.
- 9** 2 RS, 1 WS Hohlglas mit Randzone, feiner horizontaler Fadenauflage und optisch geblasenen Erhebungen/Buckel evtl. Kreuzrippenbecher, grünstichiges Glas, transparent, Rdm. 6,2 cm. – Datierung: 15./16. Jahrhundert(?) (BAUMGARTNER/KRUEGER 1988, 308, 330). FO 70822.61.2, Pos. 120 (PS mit 70822.44.1 und 70822.70.1).
- 10** 1 RS Rippenbecher mit leicht verdicktem Rand, Wandung mit schwachen vertikalen Rippen, hellgrünstichiges Glas, transparent, optisch geblasen, Rdm. 7 cm. – Datierung: 15./16. Jahrhundert (BAUMGARTNER/KRUEGER 1988, 374 Kat. Nr. 459) FO 70822.46.1, Pos. 122.
- 11** 6 WS Hohlglas mit zwei breiten gekerbten Fadenaufgaben und einer dünnen gekerbten Fadenaufgabe, horizontal verlaufend, grünstichiges Glas, transparent – Datierung: gekerbte Fadenaufgaben 15. bis ins 17. Jahrhundert (OBRECHT/SPRINGER/WEBER 2011, 87). FO 70822.66.1, Pos. 123.
- 12** 1 BS Fuss eines Glases mit Hohl Schaft, farbloses Glas, transparent. FO 70822.72.2, Pos. 113.
 – 1 RS Butzenscheibe, farbloses Glas, transparent. FO 70822.76.1, Pos. 88.

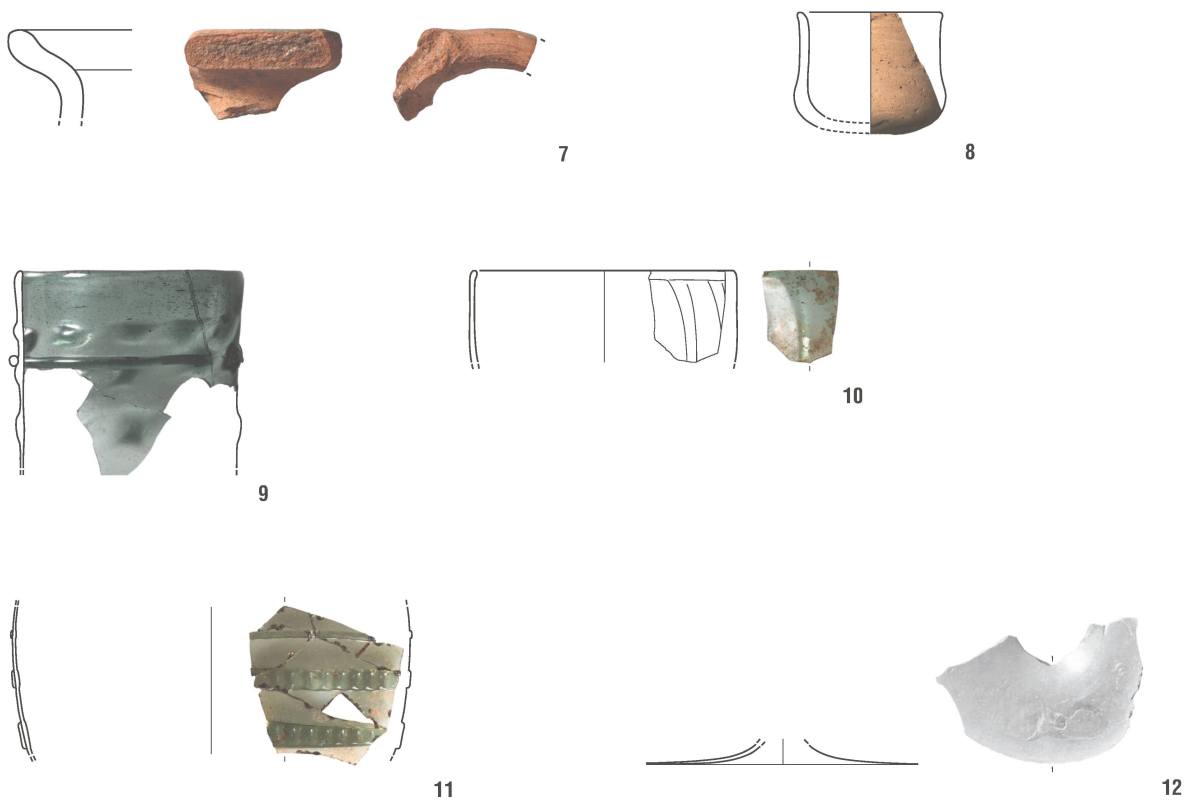
Abfallschicht unter ehemaliger Rathaustreppe

- 13** 1 Frg. Blattkachel mit Diamantmuster, gekelterter und gerillter Kachelrahmen, helle Engobe mit grüner Glasur, oxidierend gebrannt – Datierung: 15. bis Anfang 17. Jahrhundert (LEIB 2020, 48, Kat. 421, 422). FO 70822.150.11, Pos. 243.
- 14** 3 Frg. Blattkachel mit Relief, Hörner und Körper von einem Steinbock und Teil eines dreitürmigen Stadttors, Churer Stadtwappen, helle Engobe mit grüner Glasur, oxidierend gebrannt – Datierung: 17. Jahrhundert (ERB 1971, Abb. 21). FO 70822.150.10, Pos. 243.
- 15** 1 RS, 2 WS Hohlglas mit gerader Wandung, feiner horizontaler Fadenaufgabe, farbloses Glas, transparent, Rdm. 6,6 cm. FO 70822.150.5, Pos. 243.
- 16** 1 RS Hohlglas mit leicht verdicktem Rand, auf Wandung langgezogene feine Erhebungen, vertikal leicht diagonal angeordnet, leicht gelbstichiges Glas, transparent, optisch geblasen, Rdm. 7,5 cm. FO 70822.150.3, Pos. 243.
- 17** 1 WS Hohlglas mit optisch geblasenem Rautenmuster, farbloses Glas, transparent. FO 70822.150.6, Pos. 243.
- 18** 1 WS Krautstrunk mit ovalen aufgesetzten Nuppen in vertikaler Reihe, stark überlappend, Spitze nach oben gezogen, gewölbte Wandung, blaustichiges Glas, transparent – Datierung: 15./16. Jahrhundert (LEIB 2020, 113–114). FO 70822.157.1, Pos. 256.
- 19** 3 BS, 2 WS Becher mit glattem Standrind, hochgestochenen Boden und Wandung mit leichten, regelmässigen Erhebungen, netzartig angeordnet, farbloses Glas, transparent, optisch geblasen. FO 70822.150.1, Pos. 243.
- 20** 1 BS Hohlglas (Stangenglas?) mit mehrfach gewickelten Glasfäden am Fuss, grünstichiges Glas, transparent – Datierung: Ende 15./Beginn 16. Jahrhundert (OBRECHT/SPRINGER/WEBER 2011, Kat. Nr. 112, 113). FO 70822.150.7, Pos. 243.
- 21** 1 BS Stangenglas mit hochgestochenen Boden, aus zwei Teilen zusammengesetzt, Wandung mit kleinen länglichen Buckeln, farbloses Glas, transparent, optisch geblasen – Datierung: 2. Hälfte 16. oder 17. Jahrhundert (LEIB 2020, 142, Kat. Nr. 305). FO 70822.150.2, Pos. 243.
- 22** 1 BS Fussbecher mit hochgestochenen Boden und umgeschlagenem, hohlem Rand, farbloses Glas, transparent – Datierung: Ende 15. bis Anfang 17. Jahrhundert (LEIB 2020, 110, Kat. 24). FO 70822.167.1, Pos. 256.
- 23** 1 Frg. Tonpfeife, Stielfragment unverziert, Ton weiss – Datierung: ab Mitte 17. Jahrhundert (HEEGE 2018, 371). FO 70822.166.1, Pos. 256.

Bauniveau zu Phase II



Nutzung Phase II



Tafel 1: Malans, Neugestaltung Dorfkern. 2021. Rathausstall, Badstube. 1–4, 8 Schröpfkopf, Ton; 5–6, 9–12 Glas; 7 Gefäßkeramik. Mst. 1:2.

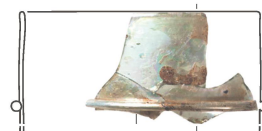
Abfallschicht unter ehemaliger Rathauptreppe



13



14



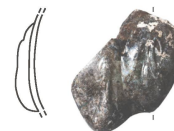
15



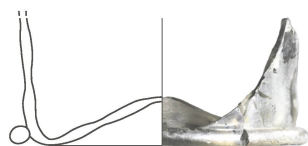
16



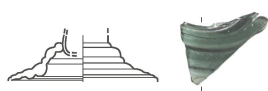
17



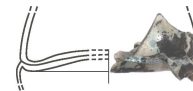
18



19



20



21



22



23

Tafel 2: Malans, Neugestaltung Dorfkern. 2021. Rathaus. 13–14 Ofenkeramik; 15–22 Glas; 23 Ton. 13–16, 18–23 Mst. 1:2, 17 Mst. 1:1.

Samedan, Kirche San Peter

LK 1257, 2 786 186 / 1 156 715, 1794 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter, Neuzeit **Anlass:** Sanierung des Kirchenschiffs und Drainagierung **Dauer:** 4. bis 9. November 2016; 15. Mai bis 21. Juni 2017 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle, Barbara Vitoriano **Text:** Christoph Walser, Barbara Vitoriano, Bernd Heinzle

Die Kirche San Peter liegt auf einer Geländeterrasse in erhöhter Lage, gut 300 m nordwestlich des historischen Dorfkerns von Samedan. Sie stand aber wohl nicht immer alleine da. Folgt man den Ausführungen von Erwin Poeschel, so lag der wohl älteste Siedlungsteil hier, wo zudem einst auch die alte Talstrasse vorbeiführte. Diese Ansiedlung bei San Peter wird 1533 urkundlich erwähnt, ist aber heute verschwunden. Seit den 1970er- bzw. 1980er-Jahren rückt das Dorf durch eine Reihe von Neubauten nun jedoch wieder Stück für Stück näher an die Kirchenanlage mit ihrem südlich anschliessenden, grossen Friedhofsareal heran.

Die alte Pfarrkirche San Peter wird 1139 erstmals urkundlich erwähnt. Die ursprünglich grundherrliche Eigenkirche mit Zehntrecht wurde zu dieser Zeit von den Grafen von Gamertingen an das Bistum Chur veräussert.

Der Kirchturm stammt noch aus dieser Zeit, er wird um 1100 datiert **Abb. 1; Abb. 5**. Das heutige, im spätgotischen Stil errichtete Schiff mit seinem polygonalen Chor entstand in den Jahren 1491/1492. Die Ausführung des Chores wird Meister Stefan Klain aus Freistadt (A) zugewiesen, die Vollendung des Langhauses seinem Parlier und Nachfolger Andreas Bühler aus Gmünd in Kärnten (A). Ab dem Spätbarock fungierte San Peter nur noch als Begräbniskirche.



Heute wird sie neben kirchlichen Feiern auch für kulturelle Veranstaltungen genutzt.

Renovationen fanden in den Jahren 1915–1917, 1937 und 1973 statt. Aufgrund eines anhaltenden Feuchtigkeitsproblems, welches Schäden am Mauerwerk und im Kircheninneren verursachte, mussten in den Jahren 2016/2017 neuerliche Sanierungsarbeiten vorgenommen werden. Die Kampagne sah die Renovation des Schiffs sowie die Verlegung einer neuen Sickerleitung um die gesamte Kirche vor.

Der in Etappen ausgeführte, maschinelle Aushub der Entwässerungsgräben wurde von Beginn an archäologisch begleitet. Bei diesen Arbeiten kamen unzählige menschliche Gebeine zu Tage. Die sterblichen

Abb. 1: Samedan, Kirche San Peter. 2016/2017. Der romanische Kirchturm aus der Zeit um 1100 und das 1491/1492 errichtete Langhaus mit den davor aufgestellten Grabsteinen. Blick gegen Südosten.



Abb. 2: Samedan, Kirche San Peter 2016/2017. Freigelegte Süd-mauer der Vorgängerkirche. Das Fundament des spätgotischen Nachfolgebaus durchbricht die Baureste des Vorgängers zur Gänze. Blick gegen Osten.



Abb. 3: Samedan, Kirche San Peter. 2016/2017. Durch Grablegungen stark gestörte Baureste der Nordwestmauer des Vorgängerbaus. Im Hintergrund der romanische Turm (rechts) und das spätgotische Kirchenschiff (links). Blick gegen Süden.

Überreste stammen zumeist von Gräbern, die im Zuge der historischen Friedhofsnutzung verlagert wurden. Daneben konnten aber auch *in situ* Bestattungen nachgewiesen werden. Bemerkenswert sind zwei grosse Grubenbefunde, die im Norden des Langhauses, wenige Dezimeter unter dem aktuellen Aussenniveau, aufgedeckt wurden **Abb. 5,1**. Sie waren bis zu 80 cm hoch mit menschlichen Knochen verfüllt. Hier wurden wohl aufgelassene Grablegungen deponiert.

Zwischen diesen beiden Deponierungen zeigte sich im Grabenprofil auf einer Länge von gut 1,5 m ein noch wenige Steinlagen

hoch erhaltenes Fundamentmauerwerk **Abb. 5,2**. Die Funktion dieser Mauer konnte aufgrund des flächenmässig eingeschränkten Bodenaufschlusses nicht bestimmt werden.

Gewiss die bedeutendsten Befunde kamen im Nord- bzw. Südwesten des spätgotischen Schiffs zu Tage, nämlich die Mauerreste einer Vorgängerkirche. Das im Südwesten des heutigen Kirchenbaus angetroffene, lagenhafte Mauerwerk ist knapp einen Meter hoch erhalten und weist im Osten und Süden eine Breite von ca. 0,9 m, im Westen hingegen nur ca. 0,7 m auf **Abb. 2**. Das Fundament des spätgotischen Nachfolge-

baus durchbricht das Mauerwerk komplett **Abb. 2**; **Abb. 5**. Trotzdem konnten sowohl die Südwest- als auch die Südostecke – innen wie aussen – eindeutig nachgewiesen werden **Abb. 2**. Die Mauer- resp. Fundamentreste im Nordwesten des Langhauses sind unterschiedlich gut erhalten **Abb. 3**; **Abb. 4**. Sie wurden durch die gotische Bautätigkeit, jüngere Bestattungen oder rezente Bauelemente, wie einem Fundamentsockel aus Zementmörtel an der Nordseite des Kirchenschiffs **Abb. 4,3**, auf dem bis zur Sanierung Grabstelen standen, stark beschädigt. Das ca. 1,8 m lange Mauerstück der Nordwestmauer ist knapp 0,85 m breit und liegt in der Flucht des in der Südwestecke gefassten Abschnittes der Westmauer **Abb. 3**. Die Innenecke im Nordwesten konnte trotz massiver Störungen noch nachgewiesen werden, denn im dortigen Grabenprofil konnte ein noch max. 0,6 m–0,7 m hoch erhaltenes Mauerfragment gefasst werden, das mit der Westmauer im Verband war. Von der Ostmauer fanden sich indes nur noch Fundamentreste auf einer Länge von etwa 1,2 m **Abb. 4,1**. Die nachgewiesene Höhe beträgt knapp einen Meter bis zur Fundamentunterkante. Eine eindeutige Mauerflucht bzw. Ecksituation liess sich nicht mehr nachvollziehen.

Die vorgefundenen Mauerelemente lassen sich grundsätzlich zu einem gut 15 m × 7 m grossen, im Grundriss leicht unregelmässigen Kirchenschiff mit einer lichten Weite von ca. 5,5 m ergänzen **Abb. 5**. Dieses Schiff war dem Befund zufolge annähernd Nord-Süd orientiert; es liegt quer zum heutigen, spätgotischen Langhaus. Aussagen zu Form und Ausgestaltung der Apsis, die folgerichtig im Norden des einstigen Baus zu suchen wäre, können keine getroffen werden. Anhand der im Nordwesten gefassten Innenecke einen geraden Abschluss postulieren zu wollen, erscheint



nicht zielführend. Eine separat ausgeformte Apsis wäre jedenfalls zu erwarten.

Die Untersuchungen haben zudem gezeigt, dass für die Errichtung der Fundamente des Nachfolgebaus das ältere Mauerwerk in den betroffenen Bereichen scheinbar zur Gänze abgetragen wurde. Es wurden wohl nicht einmal in der Westwand Mauerpartien des Vorgängerbaus übernommen. Beim spätgotischen Schiff muss es sich folglich um einen kompletten Neubau handeln.

Eine genauere zeitliche Einordnung des Vorgängerbaus gestaltet sich schwierig. Aufgrund der Fragmentierung der Mauerreste infolge der spätgotischen Baumassnahmen ist nicht ganz klar, ob allenfalls eine Mehrphasigkeit vorliegt. Ein Vergleich der verwendeten Baumörtel verweist aber tendenziell auf einen einheitlichen Baukörper.

Abb. 4: Samedan, Kirche San Peter. 2016/2017. Spärliche Überreste der Nordostmauer **1** des Vorgängerbaus. Im Profilausschluss dahinter ist eine massive Knochendeponie **2** zu sehen. Rechts der Fundamentsockel **3** der Grabstelen. Blick gegen Osten.

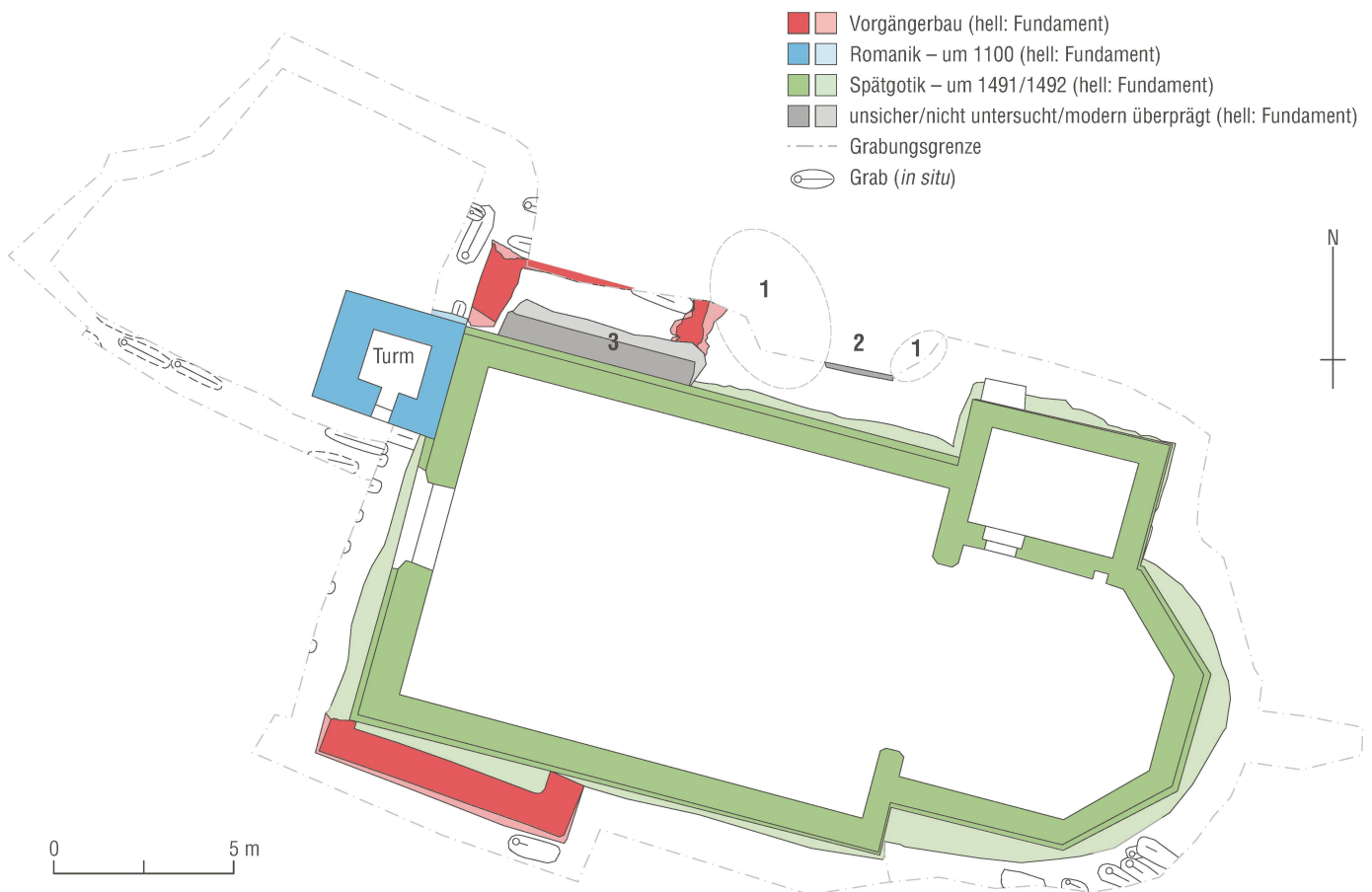


Abb. 5: Samedan, Kirche San Peter. 2016/2017. Grundrissplan mit den Bauphasen. Knochendeponien 1; Fundamentmauerwerk 2; Unterbau/Fundamentsockel der Stelen 3. Mst. 1:200.

Anhand bautypologischer Überlegung kann das äusserst qualitätsvolle, lagige Mauerwerk sicherlich zumindest in romanische Zeit datiert werden. Allenfalls ist sogar an eine ältere Zeitstellung zu denken. Das Patrozinium San Peter liesse eine solche Überlegung jedenfalls zu. Der aus der Romanik stammende Turm hilft bei der chronologischen Einteilung leider nicht weiter, da die Relation dieser beiden Baukörper nicht abschliessend geklärt werden konnte. Ebenso fehlt geeignetes Probenmaterial für eine naturwissenschaftliche Datierung.

Untersuchungen im Kircheninneren fanden keine statt. Intakte Grablegungen wurden – sofern es der Bauaushub zuliess – nicht weiter ausgegraben. Die während der Aushubarbeiten geborgenen, menschl-

chen Gebeine wurden nach Beendigung der Baumassnahmen im geöffneten Entwässerungsgraben deponiert und wieder eingedeckt.

Literatur

- CLAVUOT OTTAVIO: Die alten Grabdenkmäler von St. Peter in Samedan. Bündner Monatsblatt 3/4, 1978, 49–99.
- MAISSEN MANUEL: Gewölbebau der Spätgotik in Graubünden 1450–1525. Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte 40. Chur 2023.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band III, Rätzer Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 374–378.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–5: Archäologischer Dienst Graubünden

Surses. Cunter, Schmelza

LK 1236, 2 764 357/1 166 834, 1105 m ü. M.

Zeitstellung: Eisenzeit **Anlass:** Prospektionsfund/Sondierung **Dauer:** 26. Oktober bis 2. November 2021 **Verantwortlich:** Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Anfang August 2021 unternahm ein Sondengänger ohne Wissen und Erlaubnis des Archäologischen Dienstes Graubünden im Surses Detektorprospektionen. In der Flur Schmelza, einem bewaldeten Gebiet südwestlich unterhalb des Südeingangs des Tunnels Crap Ses, barg er einen Fundkomplex mit eisenzeitlichen Buntmetallobjekten. Eine exakte Einmessung und Dokumentation erfolgte dabei nicht. Im Anschluss informierte der Sondengänger den Archäologischen Dienst Graubünden und händigte diesem die Funde aus.

Zur Abklärung der Befundsituation legte der Archäologische Dienst Graubünden Ende Oktober 2021 einen 3 m × 2 m grossen Sondierschnitt an, in dessen Zentrum sich ein vom Detektorgänger ausgehobenes, maximal 0,5 m breites Loch befand **Abb. 1**. Die Funde stammen – gemessen ab dem heutigen Bodenniveau – aus einer Tiefe von höchstens 35 cm, wobei die relativ geringe Mächtigkeit der Stratifikation auf die Hangerosion zurückzuführen ist. An der Sohle des Lochs wurde eine dunkle, nicht genauer bestimmte Verfärbung festgestellt; Holzkohle oder weitere Funde waren nicht auszumachen.

Im Sondierschnitt zeigte sich unter dem humosen Waldboden zumeist eine natürliche, stark steinige Hangschuttschicht. Lediglich im direkten Umfeld der geborgenen Funde ergaben sich Hinweise auf eine kleinflächige anthropogene Struktur: Vielleicht waren diverse grössere Steine aus dem Hangschutt-

material kreisartig um einen inneren Bereich, der im Durchmesser maximal 0,5 m misst, angeordnet worden.

Hinsichtlich des Umrisses deckt sich dieser Bereich weitgehend mit dem Loch, das durch den Detektorgänger ausgehoben wurde; die eisenzeitlichen Objekte wären also in der Mitte der kleinen Steinsetzung deponiert worden. Bemerkenswert sind insbesondere mehrere Schieferplatten, die auf dem Aushub neben dem Loch lagen und sich deutlich vom Steinmaterial des Hangschutts abheben. Möglicherweise fungierten sie als Abdeckung und/oder Unterlage der Objekte. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der archäologische Befund nur lückenhaft nachgezeichnet werden kann.

Insgesamt liegen 24 mehrheitlich stark fragmentierte Buntmetallfunde mit einem Gesamtgewicht von 265,1 g vor **Abb. 2**.

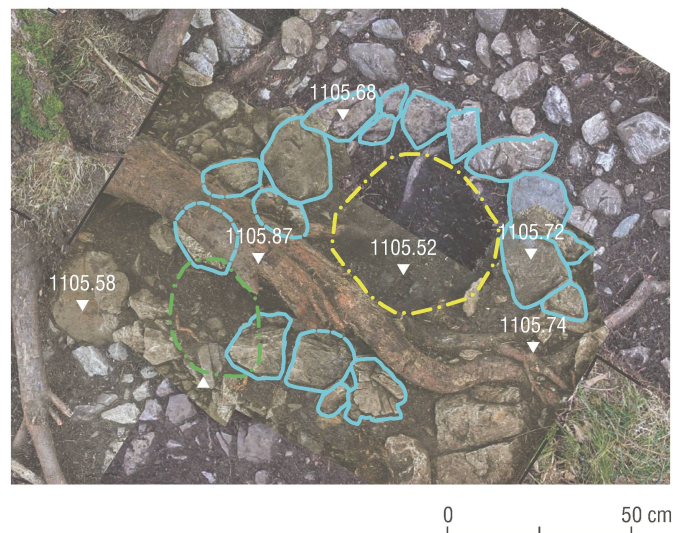


Abb. 1: Surses. Cunter, Schmelza. 2021. Befundsituation nach Entfernung des Humus. Sichtbar ist das durch den Detektorgänger ausgehobene Loch (gelbe Strichpunktlinie), wobei auch schräg unter einer dicken Baumwurzel (grüne Strichpunktlinie) nach den gleichen Funden gegraben wurde. Mehrere Steine (blau umrandet) waren im Zuge der Niederlegung möglicherweise kreisartig angeordnet worden. Mst. 1:20.

Verschiedentlich ist Brandpatina festzustellen; manche Reste sind auch partiell mit anderen zusammengeschmolzen, sodass die ursprünglichen Objekte nur noch teilweise zu identifizieren sind. Folglich muss wenigstens ein Teil der Objekte sekundär hohen Temperaturen ausgesetzt gewesen sein.

Herausragend ist ein leicht verbogener Armreif **Abb. 2,1** mit D-förmigem Querschnitt und drei Reihen von plastischen Noppen, die zu den Enden hin weniger ausgeprägt sind. Ein gutes Vergleichsbeispiel bildet ein Armreif aus dem Körpergrab der «Keltin von Sursee», das in die Stufe La Tène B2 (330–250 v. Chr.) datiert wird.

Daneben umfasst das Ensemble wohl mindestens sieben Fibelindividuen, wobei der Typ Sanguisugafibel dominiert. Am besten – wenn auch nicht vollständig – erhalten sind zwei mehrteilige Sanguisugafibeln **Abb. 2,2.3** mit massivem Bügel und Abschlusskugel. Die Bügel von zwei weiteren Sanguisugafibeln **Abb. 2,6** sind miteinander verschmolzen; ferner scheint sich in einem zusammengeschmolzenen Konglomerat **Abb. 2,8** der Tonkern einer Sanguisugafibel abzuzeichnen. Von einer zweiteiligen Kahnfibel **Abb. 2,4** liegt der feuerversehrte Bügel vor. Schliesslich handelt es sich bei einem verschmolzenen Bügelbruchstück vermutlich um eine Certosafibel **Abb. 2,9**.

Ebenfalls auf Fibeln gehen vier Spiralfragmente **Abb. 2,11.12.13.14**, ein Nadelfragment **Abb. 2,15** und zwei abgebrochene Fibelfüsse **Abb. 2,5.10** zurück. Weitere, zum Teil zusammengeschmolzene Buntmetallreste **Abb. 2,7.16** sind nicht identifiziert; die Vermutung liegt nahe, dass sie wenigstens teilweise von Fibeln stammen. Typologisch weisen die Fibelreste in die eisenzeitliche Stufe Hallstatt D (620–450 v. Chr.).

Neben den Metallobjekten wurden zwei kleine Fragmente von kalzinierten Knochen geborgen, die nicht eindeutig bestimmt sind. Ob eine rituelle Deponierung oder ein Brandgrab vorliegt, war anhand des dokumentierten Befunds nicht abschliessend zu entscheiden. Leichenbrand bzw. eine Brandschüttung wurden bei der Nachuntersuchung jedenfalls nicht entdeckt. Auch sprechen die Fundobjekte, insbesondere die zeitliche Diskrepanz zwischen den Fibeln und dem Armreif, am ehesten für eine sekundäre Deponierung, die etwa mit einem über eine längere Zeitspanne genutzten Brandopferplatz in Zusammenhang stehen könnte.

Literatur

- Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 255–256.
- NIELSEN EBBE: Eine noble Keltin aus Sursee-Hofstetefeld. Mit einem Beitrag von Antoinette Rast. Archäologie Schweiz 37, 2014/1, 4–15.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden



Abb. 2: Surses. Cunter, Schmelza. 2021. Buntmetallobjekte. **1** D-förmiger Armreif mit Noppen. 125,4 g. **2** Sanguisugafibel, zweiteilig. Öse gebrochen, Spirale und Nadel fehlen. 12 g. **3** Sanguisugafibel, zweiteilig. Spirale und Nadel fehlen, mit Querrillungen. 15,5 g. **4** Bügel einer Kahnfibel, zweiteilig. Fuss abgebrochen; Fuss, Kopf, Spirale und Nadel fehlen. Oberseite stark feuerversehrt. 7,3 g. **5** Abgebrochener Fibelfuss mit Abschlusskugel. 5,8 g. **6** Zwei miteinander verschmolzene Fibelbügel von Sanguisugafibeln. 44 g. **7** Zusammengeschmolzene Buntmetallreste. 14,8 g. **8** Zusammengeschmolzene Buntmetallreste, darin vermutlich Tonkern einer Sanguisugafibel. 14 g. **9** Zusammengeschmolzene Buntmetallreste, darunter vermutlich Bruchstück eines Certosafibelbügels. 7,6 g. **10** Abgebrochener Fibelfuss mit Abschlusskugel. 4,2 g. **11** Spiralfragment mit zwei Windungen. 2,7 g. **12** Halbe Spirale mit halber Sehne. 2 g. **13** Spiralfragment. 0,4 g. **14** Spiralfragment. 0,6 g. **15** Nadelfragment einer Fibel mit anhaftendem, unbestimmtem Schmelzrest. 0,7 g. **16** Neun geschmolzene Buntmetallreste, möglicherweise Reste von Fibeln. 8 g. Mst. 1:1.

Surses. Marmorera, Cotschens

LK 1256, 2 767 150 / 1 152 015, 2275 m ü. M.

Zeitstellung: Spätbronzezeit / Eisenzeit **An-**

lass: Forschungsgrabung **Dauer:** 13. Juni

bis 8. Juli, 17. bis 20. Oktober 2022 **Ver-**

antwortlich: Leandra Reitmaier-Naef, Peter

Thomas, Julia Bucher, Phil* C. Grutsch

Text: Julia Bucher, Peter Thomas, Leandra
Reitmaier-Naef, Phil* C. Grutsch

Das Projekt erfolgte in Zusammenarbeit des Archäologischen Dienstes Graubünden mit dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum (DE) und gefördert durch die Fritz Thyssen Stiftung. Die Geländearbeiten fanden in dem durch seine rot gefärbten Halden und Schuttfächer markant in Erscheinung tretenden Revier von Cotschens statt **Abb. 1**,

für das durch vorangegangene Arbeiten bereits drei prähistorische Bergbauphasen der späten Bronze-, Hallstatt- und Latènezeit nachgewiesen werden konnten. Mit Hilfe verschiedener Prospektionsmethoden und anhand mehrerer Sondagen wurde die zeitliche, funktionale und räumliche Struktur des Gebiets untersucht.

Im untertägigen Bereich der in der zentralen Ausbisszone liegenden «Grube 1» wurden zwei Schnitte angelegt **Abb. 2**. Dieser Bereich fällt rund 17 m mit etwa 25° nach West-Südwest ein und wurde, da er abgesoffen ist, wie schon 2017 für die Grabungsarbeiten ausgepumpt. Die Grabungsschnitte liegen gegeneinander versetzt entlang der Längsachse der Grube angeordnet, so dass sie zu einem Gesamtaufschluss

Abb. 1: Surses. Marmorera, Cotschens. 2021. Blick nach Südosten auf die zentrale Ausbisszone, im Vordergrund «Grube 1».



der Verfüllung führen, wobei die Sohle noch nicht in allen Teilen erreicht wurde. Die Stratigraphie zeigt eine Vielzahl bergbaulicher Abraum- und Versatzschichten, in die immer wieder Brandhorizonte eingeschlossen sind. Die Entstehung der stratigraphisch älteren Bereiche mit Brandhorizonten kann anhand mehrerer Dendro- und ^{14}C -Daten bislang mehrheitlich in das 7. Jahrhundert v. Chr. gestellt werden. Auffallend ist die gute Erhaltung organischer Funde, v. a. Hölzer, unter denen sich auch die Reste von vier Erztrögen befanden **Abb. 3**. Ein Schnitt am oberen Rand der grossen Bergehalde zu «Grube 1» brachte eine weitere in den Fels eingetiefte Abbaustruktur zum Vorschein. Diese ist mit holzkohlehaltigen Abraumschichten verfüllt und eventuell mit einer früheren Abbauphase zu verbinden.

Im Umfeld der zentralen Ausbisszone wurden durch Begehungen mindestens vier Pochplätze und somit Orte einer ersten Erzaufbereitung dokumentiert. Weitere potenzielle Aufbereitungszonen östlich unterhalb der Ausbisszone wurden geomagnetisch prospektiert. Aufgrund des starken Reliefs kam hierfür teilweise eine Drohne zum Einsatz. Die Ergebnisse werden derzeit ausgewertet.

Eine zweite Grabungsstelle befand sich im Nordwest-Areal des Reviers im Bereich eines 2017 entdeckten Pingenzuges. Funde von Steingeräten auf der Halde lassen eine allgemein prähistorische Zeitstellung vermuten. Durch einen Schnitt an der höchsten Stelle des Pingenzuges konnte eine schmale, in den anstehenden Fels eingetiefte Abbau-

Abb. 2: Surses. Marmorera, Cotschens. 2022. Grabungsarbeiten unter Tage.



struktur sowie eine vielfältig geschichtete Verfüllung aus feinem Gesteinsbruch, Holzkohle sowie durch Metalloxide konservierten Holzfragmenten dokumentiert werden. Aus Sicherheitsgründen musste die Grabung in einer Tiefe von 2,3 m eingestellt werden. Zusätzlich wurde entlang des Pingenzuges eine Reihe von Bohrungen mit einer 4 cm Rammkernsonde angelegt, um den internen Aufbau des Grubenbaus besser zu verstehen. Dabei zeigte sich, dass dieser sich bis in eine Tiefe von mindestens 5,5 m fortsetzt.

Neben den Grabungs- und Dokumentationsarbeiten wurde das gesamte Revier mittels eines Drohnensurveys flächig fotografiert und aus den Bildern ein hoch aufgelöstes Geländemodell errechnet («aerial photogrammetry»). Dreidimensionale Dokumentationsmethoden kamen auch bei der Aufnahme der Grabungsschnitte sowie der

gesamten Struktur von «Grube 1» zum Einsatz (Laserscan sowie «close-range photogrammetry»/«structure from motion»), so dass sich alle über- und untertägigen Befunde nun in ein zusammenhängendes 3D-Modell einhängen lassen.

Eine Serie organischer Proben zur (präzisen) chronologischen Einordnung der Befunde ist zurzeit in Bearbeitung.

Literatur

- LEANDRA REITMAIER-NAEF / PETER THOMAS / JULIA BUCHER / MONIKA OBERHÄNSLI / CAROLINE O. GRUTSCH / KLAUS-PETER MARTINEK / MATHIAS SEIFERT / PHILIPPE RENTZEL / ROUVEN TURCK / THOMAS REITMAIER / PHILIPPE DELLA CASA: Mining at the Fringes. High-Altitude Prehistoric Copper Mining in the Oberhalbstein Valley (Grisons, Switzerland). *Archaeologia Austriaca* 104 (2020), 123–151.
- LEANDRA REITMAIER-NAEF: Die prähistorische Kupferproduktion im Oberhalbstein (Graubünden, Schweiz). *Der Anschnitt*, Beiheft 49. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 254. Bochum 2022.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Peter Thomas, Deutsches Bergbaumuseum Bochum (D)



Abb. 3: Surses. Marmorera, Cotschens. 2022. Zwei von insgesamt vier latènezeitlichen Erztrögen aus «Grube 1». Mst. 1:5.

Surses. Riom, Sot Gassetta

LK 1236, 2 764 258 / 1 164 208, 1236 m ü. M.

Zeitstellung: Eisenzeit, Römische Epoche, Frühmittelalter **Anlass:** Neubau Einfamilienhaus **Dauer:** 7. bis 9. Juli (Sondierung), 9. September bis 6. Oktober 2021 (Flächengrabung) **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle, Christoph Walser

Die bis anhin unbebaute Parzelle 7153 an der Sot Gassetta in Riom liegt auf dem West-Ost verlaufenden, terrassierten Hang

zwischen dem historischen Dorfkern und der Burg Riom. Die Terrassen wurden – gut sichtbar auf historischen Luftaufnahmen – noch bis in die 1960er-Jahre landwirtschaftlich genutzt. Mit dem Bau der Sot Gassetta als neue Zufahrt wurden die Terrassen ab Anfang der 1970er-Jahre als Wohnquartier erschlossen. Diese Arbeiten sowie der Bau von zwei neuen Gebäuden wurden 1973 archäologisch begleitet. Vorausgegangen waren Fundmeldungen von römischer Keramik, Ziegeln sowie Lavez und einer bronzenen Nauheimerfibel aus verschiedenen



Abb. 1: Surses. Riom, Sot Gassetta. 2021. Übersichtsaufnahme der Grabungsfläche. Blick gegen Südwesten.



Abb. 2: Surses. Riom, Sot Gassetta. 2021. Baureste eines abgegangenen Gebäudes im Süden der Grabungsfläche: **1** Hangstützmauer, **2** verbrannte Balkenkonstruktion, **3** Feuerstelle, **4** Innenniveau, **5** Rüfenschutt. Blick gegen Südwesten.

Baustellen westlich der Burg Riom. Gut 100 m nördlich des Bauperimeters liegt die bekannte Fundstelle Riom-Cadra mit den Überresten einer römischen Raststätte / *mutatio*.

Vor Baubeginn wurden die Hangfläche mittels Bodenradar prospektiert und zwei Sondierschnitte zur Abklärung der archäologischen Situation angelegt. Infolge des positiven Ergebnisses wurde die restliche Baufläche nach dem maschinellen Abtrag des Oberbodens flächig freigelegt **Abb. 1**. Dabei zeigte sich, dass der hoch anstehende Kies/Schotter terrassiert resp. eine natürliche Hangstufe weiter ausgeformt worden war. Der entstandene Terrassenabsatz wurde mit einer Trockenmauer hangseitig gefestigt. Konkretes Ziel für diese Terrasse scheint jedoch nicht die Schaffung von Landwirtschafts-, sondern von Baufläche gewesen zu sein.

Im Süden wurde unmittelbar auf dem terrassierten Gelände parallel zur Hangstützmauer ein wohl mindestens 3 m × 4 m grosses Gebäude mit hölzernen Schwellbalken und Flechtwerkwänden mit Lehmewurf errichtet **Abb. 2**. Davon zeugen die verbrannten Hölzer in der Südwestecke dieses Gebäudes und Hüttenlehmfragmente mit Rutenabdrücken. Zwischen Hangstützmauer und Schwellbalken fand sich ein mit lockerem Sediment und Steinen verfüllter Graben, der wohl als Drainage anzusprechen ist. Im Norden verweisen mehrere Pfosten-setzungen und mögliche grössere Auflagesteine auf ein weiteres Gebäude, jedoch offenbar in anderer Bauart. Einzelne Gruben mit hitzebedingter Rötung könnten als Feuerstellen interpretiert werden. Ähnliche Verfärbungen fanden sich auch sonst flächig an der Oberkante des Kiesel/Schotter. Die Gebäude wurden durch einen Brand zerstört. Ob dies erst nach ihrer Auf-

gabe geschah, worauf die nur spärlich vorhandenen Funde im Brandschutt hinweisen könnten, ist letztlich aber nicht sicher zu belegen.

Ein Dendrodatum (130 v. Chr.) – ohne Waldkante, aber bei geschätzten 20–30 fehlenden Ringen bis zur Rinde – verweist die Errichtung des Holzbaus im Süden in die Zeit um 100 v. Chr. Die ¹⁴C-Analyse eines verkohlten Ästchens (BE-17122.1.1, 2055 ± 26 BP, 154 BC–19 AD) aus einer Grube der nördlichen Gebäudestruktur, sowie eines Tierknochens (BE-17123.1.1, 2022 ± 25 BP, 94 BC–65 AD) aus dem Brandschutt des Holzgebäudes im Süden bestätigen eine Siedlungstätigkeit in dieser Zeit. Das keramische Fundmaterial datiert in die Spätlatène- bis in frühromische Zeit. Fragmente von gedrehten Lavezgefässen, die zwar auch im Brandschutt gefunden wurden, und Terra Sigillata-Scherben aus dem darüber liegenden Murgangmaterial, belegen eine Weiterbenutzung des Areales im 1. Jahrhundert, als auch die nahe gelegene, römische Raststätte / *mutatio* ihren Betrieb aufnahm.

Einzelne stratigraphisch jüngere Pfosten-setzungen verweisen auf eine erneute, aber nur spärlich erhaltene Bebauung des Areals im Frühmittelalter (570–648, Holzkohle aus Verfüllung Pfostengrube BE-17121.1.1, 1459 ± 26 BP).

Literatur

- HEINZLE BERND: Surses GR, Riom, Sot Gassetta. Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 256.
- RAGETH JÜRIG: Römische und prähistorische Funde von Riom. Bündner Monatsblatt 3/4, 1979, 49–123.
- RAGETH JÜRIG: Römische Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 47. Chur 2004.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Surses. Savognin, Haus Veia Curvanera 7

LK 1236, 2 765 214 / 1 162 656, 1179 m ü. M.

Zeitstellung: Spätmittelalter bis Neuzeit**Anlass:** Bauuntersuchung **Dauer:** Mehrere Kurzeinsätze zwischen Februar 2020 und Februar 2021 **Verantwortlich:** Yolanda Sereina Alther **Text:** Yolanda Sereina Alther

Im Wohnhaus Veia Curvanera 7, in Savognin fanden 2020/2021 anlässlich eines Umbaus wiederholt Kurzeinsätze von Seiten des Archäologischen Dienstes Graubünden statt. Das Haus liegt im Dorfteil Sot Curt an der Veia Curvanera, unweit der Kirche Nossadunna. Durch die Untersuchung liess sich feststellen, dass das Haus 1492 als Neubau über einem älteren Kellergeschoss, mutmasslich aus dem 14. Jahrhundert erstellt worden ist. Auf diesen Neubau geht der heutige Grundriss sowie das dreigeschossige Volumen mit Dachwerk zurück. Jüngere Umbaumassnahmen beschränkten sich vor allem auf den Innenausbau und datieren vornehmlich ins 18./19. Jahrhundert. Während der Sanierung des Hauses kamen wiederholt Funde zum Vorschein. Diese lagen in Ritzen, unter Treppen und Böden verborgen und wurden durch Mitarbeiter des Restauratoren Aaron Bellini, Parsonz, geborgen und dem Archäologischen Dienst Graubünden übergeben.

Die höchste Anzahl Funde wurden unter den Bretterböden zweier Räume des 2. Obergeschosses (Schlafkammer und Diele) entdeckt. Sie stammen aus dem Zwischenboden, d. h. dem Raum zwischen dem Boden des 2. Ober- und dem Gewölbe des 1. Obergeschosses. Eine Gewölbeüberschüttung zu statischen Zwecken war nicht vorhanden. Das Fundmaterial lag zwischen viel Staub, im oberen Bereich auch vermischt mit einer isolierenden Füllschicht aus Stroh. Die guten Bedingungen im trockenen und vor

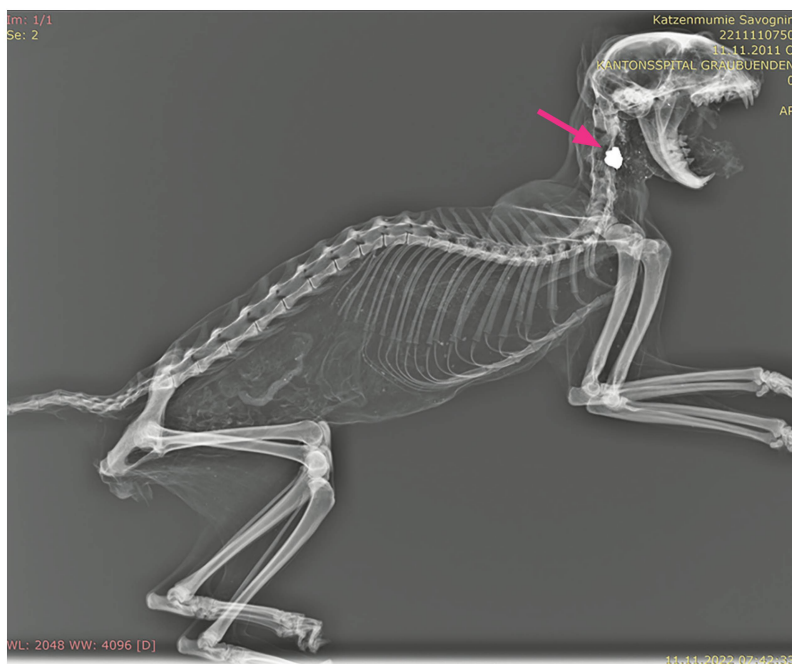
**Abb. 1:** Surses. Savognin, Haus Veia Curvanera 7. 2021. Mumifizierte Katze. Mst. 1:4.

äusseren Einflüssen geschützten Milieu haben zur Erhaltung organischer Materialien wie Leder und Papier beigetragen. Das Sammelsurium an Funden beinhaltete vor allem Alltagsgegenstände, u. a. ein Schuh Typ Kuhmaulschuh, zwei Schuhfragmente, zwei Kinderschuhe, ein Knopf, eine Geldbörse, ein Lederbeutel, ein Rosenkranzmedaillon, eine Rundschele, zwei Klaueneisen, zwei Schlüssel, eine Schere, drei Nägel, ein Säge- und ein Sensenblattfragment, diverse zum Teil fragmentierte Werkzeuge, verschiedene Tierknochen (u. a. Schwein, Geflügel, Schaf/Ziege) eine Postkarte, drei Briefe sowie eine mumifizierte Katze, **Abb. 1**. Die Zeitstellung der Funde liegt, soweit beurteilbar, zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert. Auch wenn davon auszugehen ist, dass ein Teil der Funde versehentlich in den Zwischenboden gelangte und deshalb als sog. Verlustfunde anzusprechen sind, dürfte es sich bei einem Teil der Funde um wissentliche Deponierungen handeln. Das absichtliche Deponieren von Gegenständen in Wohnhäusern und andern

Gebäuden ist archäologisch mehrfach nachgewiesen und wird häufig in Verbindung mit apotropäischen (Unheil abwehrenden) und glücksbringenden Glaubensvorstellungen in Verbindung gebracht. Gut erforschte Fundgruppen absichtlicher Deponierungen sind abgetragene (Kinder-)Schuhe. Sie stehen in Zusammenhang mit Segenswünschen an das Haus, Fruchtbarkeitsriten und schützende Handlungen. Davon zu unterscheiden sind Deponierungen, die zwar absichtlich aber nur zur reinen Verwahrung oder dem Verstecken niedergelegt wurden.

Auch das Niederlegen von Katzen ist ein bekanntes und archäologisch dokumentiertes Phänomen, das aber in seiner Interpretation unzureichend verstanden wird. Gerade der Vorgang des Deponierens ist nur indirekt, anhand der Befundumstände und der Sekundärliteratur, die meist auf volkskundlichen Erzählungen basiert, zu entschlüsseln. Augenzeugenberichte, d. h. direkte Schilderungen des Vorgangs und der dahinterliegenden Absichten, scheinen nicht tradiert zu sein.

Abb. 2. Surses. Savognin, Haus Veia Curvanera 7. 2021. Röntgenbild der mumifizierten Katze mit Projektil im Halsbereich (Pfeil). Aufnahme vom 11.11.2022.



Die mumifizierte Katze aus Savognin lag unter dem Bretterboden, im Bereich der Türschwelle in der Schlafkammer des 2. Obergeschosses. Der Katzenkörper ist nahezu intakt und bis auf ganz kleine Löcher (Insektenfrass) bedeckt die Haut das Skelett vollständig. Das Maul des Tieres ist weit aufgerissen. Seine Länge beträgt (von Kopf bis Schwanz): 53 cm, die Höhe (von Vorderpfote bis Kopf): 28 cm. Das Gewicht liegt bei 334,3 g. Nebst dem Skelett haben sich auch die inneren Organe erhalten. Das Geschlecht wurde durch das Bündner Naturmuseum mit grosser Wahrscheinlichkeit als weiblich bestimmt. Es dürfte sich um ein subadultes Tier, der Art *Felis silvestris f. catus* (Hauskatze) handeln. In den meisten Fällen ist die Todesursache von deponierten Katzen unbekannt. Eine Röntgen-Untersuchung bei zwei deponierten Katzen aus Tirol (A) und Südtirol (I) ergab, dass den Katzen das Genick gebrochen worden war. Dies veranlasste den Archäologischen Dienst Graubünden die in Savognin aufgefundene Katze im Kantonsspital Graubünden röntgen zu lassen, **Abb. 2.** Überraschenderweise konnte kein Genickbruch, aber im Halsbereich ein metallenes Objekt festgestellt werden. Dieses zeichnete sich oberflächlich durch eine kleine Erhebung unter der Haut ab, welche in diesem Bereich eine leicht veränderte Farbe aufweist. Schnell kam die Vermutung auf, es handle sich um ein Projektil und die Katze sei erschossen worden. Da kein Einschussloch beobachtet wurde und das Metallobjekt anhand des Röntgenbildes nicht eindeutig als Projektil zu bestimmen war, wurde mithilfe eines Skalpells ein Schnitt angelegt und das Metallobjekt geborgen. Tatsächlich handelte es sich um das Projektil einer Handfeuerwaffe, **Abb. 3.** Dieses steckte direkt unter der Haut und hatte beim Einschuss die umliegenden Knochen nicht touchiert.

Das Projektil ist 11 mm hoch und an seinem vorderen (deformierten) Ende max. 9 mm breit. Das Projektil wurde in der Folge dem Waffenspezialisten Gaudenz Schmid, Chur vorgelegt. Gemäss seiner Beurteilung stammt es von einem Hinterlader, vermutlich einem Revolver oder einer Pistole. Möglicherweise handelt es sich um ein italienisches 7 mm Fiocchi-Projektil, welche seit über 140 Jahren hergestellt werden. Auffallend ist die starke Deformierung des Projektils. Es ist unklar, wie diese entstanden sein könnte. Dass die Deformierung durch den Aufprall beim Erschiessen der Katze erfolgt ist, erscheint als eher unwahrscheinlich. Möglicherweise könnte es sich um einen Querschläger handeln, der die Katze unabsichtlich getroffen hat. Was erklären würde, wieso der Schuss den Katzenkörper nicht durchdrungen hat. Die oberflächlich beobachtete Erhebung und die dokumentierte Farbveränderung könnten auf eine Narbenbildung zurückzuführen sein. Demnach hätte die Katze den Einschuss überlebt. Gemäss Gaudenz Schmid ist von einer Datierung des Projektils zwischen 1870 und dem 21. Jahrhundert auszugehen. Das Verschlucken und Feststecken des Projektils in der Speiseröhre kann aufgrund der Fundlage mit Sicherheit ausgeschlossen werden.

Auch wenn die Todesumstände der Savogniner Katze weiterhin offenbleiben, stellt sich doch die Frage was mit ihrer Deponierung bezweckt wurde. Die besondere Bedeutung der Katze und ihr hoher symbolischer Gehalt sind wiederholter Bestandteil im Volks- und Aberglauben. Wozu ihre charakteristischen Wesensmerkmale, das nächtliche Jagen, in der Dunkelheit leuchtende Augen, lautes Liebeswerben und hervorragende Sinnesleistungen beigetragen haben. Trotz ihrer nützlichen Eigenschaften als Mäusejäger wurde die Katze

ab dem Mittelalter mit abergläubischen Vorstellungen belegt und aufgrund ihrer angeblichen Verbindung zu Hexen verfolgt und geächtet. Sie wirkt durch die ihr zugeschriebenen Attribute wie Verschlagenheit, Hinterhältigkeit und Unglücksbringer als furchteinflössend, ab dem Spätmittelalter gilt die schwarze Katze zudem als Symbol des Teufels. Angeblich sollen bei Neubauten Katzen bis zum Verhungern eingesperrt oder tot eingemauert worden sein. Auf diese Weise zogen sie den Fluch des Bösen auf sich um ebendiesen vom Haus und seinen Bewohnern fernzuhalten. Der Fluch der beim späteren Entnehmen einer dem Haus geopfert Katze über die Bewohner fällt, beschreibt der Engadiner Schriftsteller Jon Semadeni in seinem Roman *il giat cotschen*. Ebenfalls einen symbolhaften Charakter dürfte der Fundlage der Katze aus Savognin im Türschwellerbereich beizumessen sein. So werden Deponierungen im Bereich von Schwellen, Türstürzen oder Grundsteinen als Formen ritualisierter Handlungen interpretiert.

Die Savogniner Katze ist aufgrund des Projektils ab 1870 und den übrigen, vergesellschafteten Funden wohl im Zeitraum von 1870 bis 20. Jahrhundert deponiert worden. Eine vergleichbare Studie stammt aus dem Landkreis Ludwigsberg (D), wo es verstärkt ab dem 17. Jahrhundert zu Katzendeponierungen kam. Die untersuchten Katzen wurden dabei meist nicht mit dem Bau des Hauses, sondern erst mit Umbaumaassnahmen eingebracht. Dies trifft auch auf die Katze von Savognin zu. Obwohl das Deponieren von Katzen in Gebäuden auch im Mittelalter vorgenommen wurde, scheint es gerade in der Neuzeit ein sehr häufiges Phänomen zu sein. Darauf lassen auch die wenigen Vergleichsfunde aus Graubünden schliessen.



Abb. 3. Surses. Savognin, Haus Veia Curvanera 7. 2021.

1 Ein 7 mm Fiocchi-Projektil

2 Das von der Katze aus Savognin entnommene Projektil. Mst. 1:1.

Eine im Rätischen Museum Chur ausgestellte Mumienkatze stammt aus einem Zwischenboden von Haus Schlössli in Parpan. Ihre Datierung wird mit der Bauzeit des Hauses in der Mitte des 16. Jahrhunderts angegeben, möglich, dass sie auch erst bei Umbaumaassnahmen im 17. Jahrhundert deponiert wurde. Weitere vier mumifizierte Katzen wurden von Privatpersonen dem Naturmuseum übergeben. Sie kamen unter einem Torkel in Zizers (Baujahr 1754), im Heuboden eines Stalles in Almens (Baujahr des zugehörigen Hauses 1825), im Dachboden des Stalles der Casa Tomè in Poschiavo, möglicherweise vergesellschaftet mit der Deponierung zweier Paar Nagelschuhe (Datierung unbekannt), sowie im Gartenschopf unter einem Brett in Chur (Datierung unbekannt) zum Vorschein. Bei Renovationsarbeiten in Felsberg fanden sich in Zwischenböden eines Wohnhauses mehrere Deponierungen. Darunter keine Katzen aber vier bis fünf Hunde, die zuvor erschossen und im Anschluss gehäutet worden waren. Das Haus wurde um 1850 erbaut. Der grösste archäologisch dokumentierte Fund von Tierdeponierungen in Graubünden stammt aus der Kathedrale in Chur. In Gerüstbalkenlöcher wurden 218 Objekte, meist Knochen, geborgen. Darunter auch mehrere Skelettteile von Katzen, wie u. a. ein Schädel, Extremitätenknochen, Schulterblatt und Wirbelknochen. Die ^{14}C -Daten von vergesellschafteten Knochen (Rinder-, Hausziege/Gamsknochen) zeigen einen Schwerpunkt im 16. Jahrhundert und einen weiteren im 18. und 19. Jahrhundert an. Im benachbarten Fürstentum Liechtenstein kamen im alten Pfarrhof von Balzers zwei Katzen in zwei Kaminen zum Vorschein. Beide Kamine waren zum Zeitpunkt der Deponierung nicht mehr in Funktion und zum Teil mit Material des 19. Jahrhunderts verfüllt. Der alte Pfarrhof wurde nach dem Brand von 1795 umgebaut. Die

Niederlegung der Katzen dürfte wohl nach diesem Ereignis stattgefunden haben.

Der kurze Abriss zum Phänomen von in Gebäuden deponierten Katzen bedarf weiterer, systematischer Erhebungen und Untersuchungen. Gerne nimmt der Archäologische Dienst Graubünden Meldungen zu deponierten Katzen entgegen.

Literatur

- Auskunftspersonen: Johannes Florin, Denkmalpflege Graubünden, Chur; Ulrike Gollnick, BAB Gollnick, Schwyz; Jarno Kurz und Stephan Liersch, beide Bündner Naturmuseum; Claudia Moser, Radiologie Kantonsspital Graubünden; Gaudenz Schmid, Chur.
- HUNZIKER LEA: Versteckt, niedergelegt oder verloren? Untersuchung einer neueren Quellengattung der Bauforschung anhand des Fundspektrums aus dem Haus Ägeristrasse 26 in Zug. *Tugium* 27, 118–131.
- KRÖG MIRIAM: Kinderschuhe als Haussegen – ein Bauopfer aus dem Salzkammergut. *Fundberichte aus Österreich*, 53, 2014, Wien 2016, 137–140.
- LEHMANN PETER/HÜSTER-PLOGMANN: «Katze». In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 26.11.2014. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/041559/2014-11-26/>, konsultiert am 05.07.2023.
- NIEDERBERGER HANSPETER: Geister, Bann und Herrgottswinkel. *Kriens* 2000, 30.
- NIESSEN IRIS: Magie und Zauber in der Kirche? Bauopfer aus der Churer Kathedrale. *Archäologie Graubünden* 2. Glarus/Chur 2015, 23–52.
- SCHAD PETRA: Tiermumien aus Depotfunden im Landkreis Ludwigsburg – Relikte frühneuzeitlicher Magievorstellung? In: Ericsson Ingolf/Atzbach Rainer: *Depotfunde aus Gebäuden in Zentraleuropa*. Berlin 2005, 151–161.
- SEMADENI JON: *Il giat Cotschen / Die rote Katze*. Zürich 1998.
- WALSER CHRISTOPH: *Unter Dielen verborgen... Die Fehlbodenverfüllung im Refektorium des Dominikanerinnenklosters St. Peter (Bludenz/Vorarlberg)*, Magisterarbeit Universität Innsbruck, 2009.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 3: Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 2: Kantonsspital Graubünden, Radiologie

Surses. Savognin, Tignas Sot

LK 1236, 2 763 844 / 1 162 756, 1477 m ü. M.

Zeitstellung: Bronzezeit, Römische Epoche**Anlass:** Leitungsbau **Dauer:** September 2022 **Verantwortlich:** Christoph Baur, Jürg Spadin **Text:** Christoph Baur

Im Bereich der Flur Tignas Sot, einer in ihrer Nord-Süd-Ausdehnung rund 350 m langen und 75 m breiten, nach Osten exponierten Terrasse oberhalb von Savognin, wurden in den letzten Jahrzehnten mehrere archäologische Fundstellen entdeckt.

Die umfangreichste Fundstelle, Tignas Sot I, ist seit 1976 bekannt. Die Fundstelle ist geprägt von einem markanten, im Durchmesser ca. 30 m grossen und 5–6 m hohen, von einer Wall-Graben Struktur umgebenen Hügel am steil nach Süden abfallenden Rand des Schletg-Bach-Tobels **Abb. 2**. 1984 traten bei der Verlegung eines Telefonkabels am Südrand der Flur eisenzeitliche und römische Keramik sowie Platten-

schlacken zutage. In den Grabenwänden waren auf einer Strecke von etwa 100 m bis zu 30 cm starke Kulturschichtpakete von 2–14 m Länge zu beobachten, was Jürg Rageth veranlasste, hierin eine eisenzeitliche bzw. römische Siedlung zu vermuten.

Die Erschliessung mehrerer Maiensässe mit Wasser und Kanalisation im September 2022 ermöglichte es dem Archäologischen Dienst Graubünden, die Nord-Süd-Ausdehnung der Fundstelle einzugrenzen. Ausgehend von der kleinen Hügelkuppe am Südrand der Flur wurde baubegleitend ein in etwa Nord-Süd verlaufender, 3 m breiter und etwa 2 m tiefer Graben untersucht, der nach rund 350 m nach Westen umbiegt und nach weiteren 200 m an die bestehenden Werkleitungen anschliesst.

Die tiefer liegende, ebene Fläche nördlich der bestehenden archäologischen Zone ist im Zuge von Meliorationsmassnahmen und dem Skipistenbau zwischen 1965 und 1980



Abb. 1: Surses. Savognin, Tignas Sot. 2022. Nordseite des Hügels der Fundstelle Tignas Sot I mit der wallartigen Struktur im Vordergrund. Blick gegen Südosten.



Abb. 2: Surses. Savognin, Tigignas Sot. 2022. Westprofil des Werkleitungsgrabens mit der kaiserzeitlichen Grube **1** und der frühbronzezeitlicher Feuerstelle **2**. Blick gegen Westen.

vollends überprägt worden. Hier konnten nur mehr die Grundmauern des Vorgängerbaues zu einem der Maiensässe gefasst werden. Archäologisch relevante Funde und Befunde traten nur im Nahbereich der durch einen markanten Hügel geprägten Fundstelle im Süden auf.

Hier zeigte sich in den Profilen, unmittelbar unter dem rund 0,2 m starken Humus, eine durch römische Funde geprägte Schicht, die stark mit Holzkohle durchsetzte Grubenstrukturen überlagerte. Neben Fragmenten von Lavezgefässen und einigen Terra Sigillata-Scherben sticht das Fragment einer rätischen Reibschale mit aufgesetztem Ausguss des späten 2. bzw. 3. Jahrhunderts hervor. Womöglich war die römische Kulturschicht zumindest in Teilen von den oben erwähnten Meliorationsarbeiten betroffen. Die relativ grossen Keramikfragmente mit scharfkantigen, antiken Brüchen sprechen

jedoch nicht dafür, dass sie von weit verlagert worden sind.

Die römische Kulturschicht liegt auf einem mit Sand und Schotter durchmischten Lehmpaket, das eine mehrphasige, stark holzkohlehaltige Kulturschicht versiegelt. Zu dieser Kulturschicht gehören mehrere Grubenstrukturen und mindestens zwei Feuerstellen. Funde konnten in dem bis zu 0,3 m starken Schichtpaket keine geborgen werden. Die ^{14}C -Daten aus einer der Feuerstellen **Abb. 1** sowie der ältesten Ablagerung des mehrphasigen Kulturschichtpakets weisen auf eine Datierung in die Frühbronzezeit, im Zeitraum 1885–1692/1923–1745 v. Chr., hin (Beta-646966, 3470 ± 30 BP; Beta-646967, 3510 ± 30 BP).

Insgesamt scheint die Fundstelle Tigignas Sot I sowohl räumlich in ihrer Ausdehnung nach Norden als auch zeitlich – den neuen

wissenschaftlichen Daten folgend – einen wesentlich grösseren Umfang aufzuweisen, als durch das Fundmaterial ursprünglich angenommen werden konnte.

Die Neuerkenntnisse der baubegleitenden Untersuchungen regten eine eingehende Geländeanalyse der Fundstelle Tignas Sot I auf Basis hochauflösender LIDAR-Scans an **Abb. 3**. Dem prägenden Hügel ist im Norden ein langgezogener, ovaler Sporn vorgelagert. Er erhebt sich 2,5–3 m hoch über die nördlich anschliessende, modern überprägte Terrasse von Tignas Sot. Vom nördlichen Hügelfuss aus gemessen weist seine sanft nach Norden abfallende, rund 20 m breite Kuppe eine Länge von

knapp 50 m auf. Am nordöstlichen Rand ist ihm eine in Nord-Süd-Richtung 25 m lange und 12 m breite, etwa 1 m tiefer als die Spornkuppe liegende Terrasse vorgelagert.

Während der Sporn mit dem westlichen Hügelfuss verbunden ist, ist die tiefer liegende Terrasse durch zwei seichte Grabenstrukturen getrennt. Die beiden annähernd parallel verlaufenden Gräben ziehen in einem leichten Bogen von der Nordseite des Hügels im hier etwas steiler abfallenden Gelände nach Osten. Vom südlichen der beiden Gräben zweigt am nördlichen Hügelfuss ein dritter Graben ab, der dem Hügelfuss in Richtung Südosten folgt und beim Abbruch in den

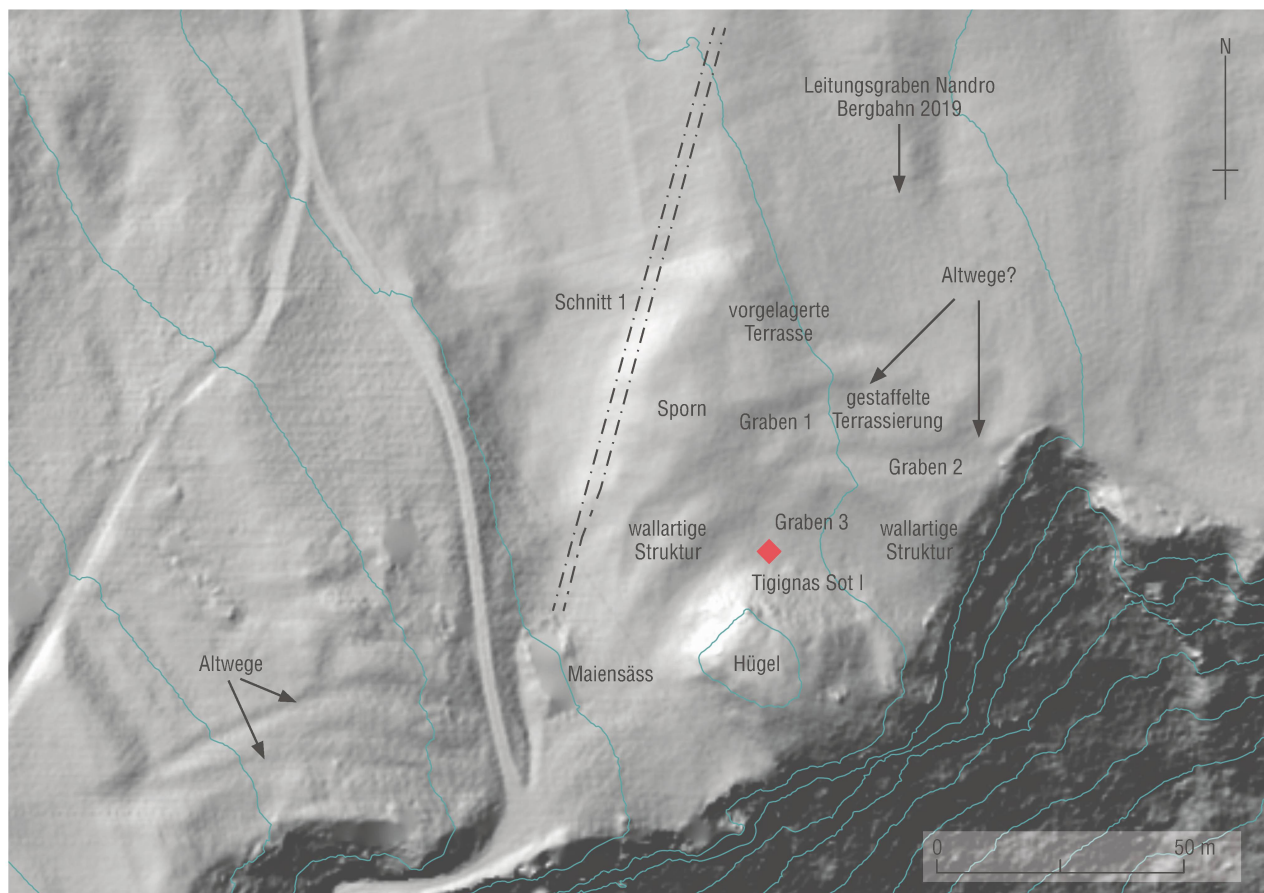


Abb. 3: Surses. Savognin, Tignas Sot. 2022. Topografischer Übersichtplan der Fundstellen Tignas Sot I. Mst. 1:1500.

Schletg-Bach-Tobel endet. Dem Graben ist im Norden und Nordosten eine wallähnliche Struktur vorgelagert. Dieses Wall-Graben-System dürfte die von Rageth bereits 1989 angesprochenen «wallartigen Aufschüttungen» darstellen **Abb. 2**.

Zwischen den beiden zuerst genannten Grabenstrukturen zeichnen sich vier knapp hintereinander gestaffelte Terrassen ab. Sie scheinen alle in etwa rechteckig und gleich gross zu sein: In Nord-Süd Richtung messen sie jeweils etwa 10 m bei einer Breite von ca. 5 m.

Man könnte zu dem Schluss neigen, dass der markante Hügel der Fundstelle Tigignas Sot I an seiner Nord- und Ostflanke einst von einem mehrfach gestaffelten Wall-Graben-System mit dazwischenliegender Bebauung geschützt war. Jedoch zeigen sich im Gelände westlich oberhalb des modernen Güterweges, der an der Fundstelle Tigignas Sot I vorbei führt, zwei Altwegtrassen. Diese werden vom Güterweg und dem darunterliegenden Maiensäss überbaut bzw. überprägt. Sie könnten die Fortsetzungen der Gräben 1 und 2 nördlich des Hügels darstellen, wodurch eine Interpretation der Gräben 1 und 2 als Altwege durchaus plausibel erscheint. Die dazwischenliegenden gestaffelten Terrassierungen dürften älter als die Wege sein und mit der dem Sporn vorgelagerten breiten Terrasse in Verbindung stehen. Der 1984 gezogene Graben der Telefonleitung dürfte genau diese Terrassen geschnitten haben. Graben 3 und der zugehörige Wall hingegen könnten tatsächlich eine Befestigung des Hügels darstellen.

Für die Fundstelle Tigignas Sot I lässt sich aufgrund des zur Verfügung stehenden Kartenmaterials folgenden Entwicklung postulieren **Abb. 3**: Der markante Hügel war mit einer Wall-Graben-Anlage an der

West-, Nord- und Ostflanke geschützt; ihm war im Norden ein Sporn vorgelagert dessen östlicher Abhang mehrfach terrassiert war. Im Laufe der Zeit wurden diese Terrassierungen durch zwei, wahrscheinlich aufeinander folgende Wegtrassen überprägt, die ihrerseits spätestens um 1900 vom Maiensäss abschnittsweise überbaut wurden. Den jüngsten Eingriff in diesem Bereich stellt die Errichtung des modernen Güterweges dar.

Literatur

- RAGETH JÜRG: Riom-Parsonz, Kreis Oberhalbstein, GR. Tigignas Sot. JbSGUF 68, 1985, 232.
- RAGETH JÜRG: Zeugnisse einer bronze- und eisenzeitlichen Metallverhüttung im Oberhalbstein. Archäologischer Dienst Graubünden (Hrsg.): Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 118–122.
- RAGETH JÜRG: Riom-Parsonz, Tigignas Sot. Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2005, 91–92.
- REITMAIER-NAEF LEANDRA: Die prähistorische Kupferproduktion im Oberhalbstein (Graubünden, Schweiz). Der Anschnitt, Beiheft 49. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 254. Bochum 2022.
- SCHÄER ANDREA: Untersuchungen zum prähistorischen Bergbau im Oberhalbstein. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 86, 2003, 7–54.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 3: Bundesamt für Landestopografie swisstopo, Archäologischer Dienst Graubünden

Val Müstair. Müstair, Dorf

LK 1239^{bis}, 2 830 415/1 168 640,
1246 m ü. M.

Zeitstellung: Neolithikum, Römische Epoche, Mittelalter, Neuzeit **Anlass:** Strassensanierung, Leitungsbau **Dauer:** April bis Juni 2022 **Verantwortlich:** Christoph Baur **Text:** Christoph Baur

Nach dem Ausbau der Via Prävis im Jahr 2020 wurde zwischen Ende April und August 2022 die Sanierung der Via Maistra südlich des Klosters St. Johann – von der Heiligkreuzkapelle bis zum Plaz Grond – samt Neuerstellung der Werkleitungen in Angriff genommen und archäologisch begleitet.

Die flächigen Eingriffe betrafen die Sanierung des Strassenkörpers und waren auf eine Tiefe von 0,6 m begrenzt. So wurden nur der alte Strassenkoffer ausgetauscht und bereits gestörte Bereiche bzw. unter dem Strassenkoffer liegende Befundoberflächen freigelegt. Tiefere Eingriffe bis 2,5 m waren für die Neuerrichtung der Wasser-, Meteor- und Kanalisationsleitungen notwendig.

Im östlichen Strassenabschnitt zwischen der Einfahrt in den Westhof des Klosters und der Heiligkreuzkapelle konnte in der Fläche die unterste Steinlage einer bis Mitte des 19. Jahrhunderts bestehenden, zum Klosterkomplex gehörenden Gartenmauer gefasst werden. Die Bruchsteinmauer ist



Abb. 1: Val Müstair. Müstair, Dorf. 2022. Erhaltene Oberfläche des steinernen Kanals B.



Abb. 2: Val Müstair. Müstair, Dorf. 2022. Südprofil des Grabes für die neue Wasserleitung mit der Abfolge der Kanäle A–C. Blick gegen Süden.

in Schichten aus der Entstehungszeit des Klosters eingetieft, gründet aber in vorklosterzeitlichen Schichten, die bereits 0,8 m unter dem aktuellen Niveau anstehen und teilweise eine neolithische Schicht aus dem Zeitraum 3072–2894 v. Chr. überlagern (Beta-646960, 4340 ± 30 BP). Die Mauer überbaute einige stratigraphisch der Frühzeit des Klosters zurechenbare Grubenstrukturen und mindestens eine Feuerstelle. Da das Ausgangsniveau zu diesen Strukturen nicht erhalten ist und in den Verfüllungen keine Kleinfunde erfasst wurden, bleiben diese vorerst undatiert.

Der westliche Strassenabschnitt zwischen der Einfahrt in den Westhof und dem Plaz Grond war bereits durch die in den 1980er-Jahren errichtete Kanalisation und einen gleichzeitig angelegten archäologischen Sondage-Schnitt gestört. In einem schmalen Streifen zwischen der älteren Wasserleitung und der Kanalisation konnte noch eine parallel zur Klostermauer verlaufende Pfostenreihe dokumentiert

werden. Leider fanden sich keine datierenden Kleinfunde; die Nähe zur Klostermauer lässt Pfostenlöcher eines Baugerüsts vermuten.

Direkt westlich der Einfahrt in den Westhof konnte in der Fläche ein aus Bruchsteinen errichteter, mit Kieselsteinen gepflasterter Kanal freigelegt werden **Abb. 1**. Im Profil zeigt sich, dass dieser zu einer Abfolge von insgesamt drei Kanalstrukturen A–C gehört **Abb. 2**: Beim stratigraphisch ältesten Kanal C handelt es sich um einen Nord-Süd orientierten Graben mit Bretterboden und mit Steinen befestigten, abgeschrägten Wangen, der in seiner Bauart mit dem karolingischen Kanal bei der Heiligkreuzkapelle vergleichbar ist. Insgesamt liessen sich für diesen Kanal drei Nutzungsphasen feststellen. Für die älteste Phase liegt ein ^{14}C -Datum von 1178–1276 vor (Beta-646964, 810 ± 30 BP), die darauffolgende zweite Kanalphase weist mit 1175–1273 (Beta-646965, 820 ± 30 BP) eine praktisch identische Datierung auf. Ob im Fall des jüngeren Bodens Kernholz

(Altholzeffekt) datiert wurde oder für die Sanierung des Grabens in der jüngeren Phase alte Bretter rezykliert wurden, lässt sich aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes der Hölzer nicht mehr sagen. Festzuhalten bleibt, dass Kanal C in denselben Zeitraum wie der im Wirtschaftshof gefassete Mühlkanal W538 datiert, der dendrodatiert nach 1211 errichtet wurde. Dieser verfügt ebenfalls über einen Bretterboden, besitzt jedoch mit Bruchsteinen gemauerte Wangen.

Kanal C ist durch den oben genannten, in der Fläche erfassten, mehrphasig genutzten steinernen Kanal B überbaut. Der ursprünglich gedeckte Kanal wurde später verfüllt um eine Bettung für zwei übereinanderliegende Holzteuchel zu schaffen. Bautechnisch entspricht er den z. B. aus der Churer Altstadt bekannten, barockzeitlichen Weisswasserkanälen. Der dritte, leider undatierte Kanal A, ebenfalls aus Bruchsteinen errichtet, liegt 0,8 m tiefer und verlief offenbar unterirdisch in Richtung Nordwest-Südost. Die in den 1980er-Jahren festgestellte stratigraphische Abfolge, wonach Kanal A später als Kanal B errichtet wurde, konnte aufgrund moderner Störungen nicht verifiziert werden.

Weitere Bodeneingriffe erfolgten im Bereich der nach Süden führenden Senda da Scuola. Hier fand sich unter massiven rezenten Aufschüttungen eine mehrphasige, mit Steinen befestigte und mit Holzkohle und Schlacken verfüllte Grube **Abb. 3**, die nach der Radiokarbonanalyse in das 7.–9. Jahrhundert (686–888) datiert (Beta-646961, 1220 ± 30 BP). Unklar bleibt, wozu die Gruben dienten; die verschlackten Steine deuten jedenfalls auf hohe Temperaturen hin. Eine Deutung als Kohlenmeiler oder Kalkbrennofen scheint damit unwahrscheinlich.

Im Bereich der Kreuzung mit der Umfahrungsstrasse wurde ein zumindest seit der Spätantike bestehendes Feuchtgebiet angeschnitten **Abb. 4**. Dieses ist charakterisiert durch eine Schicht dunkelbrauner, humos-torfiger Erde, die vereinzelt Linsen aus



Abb. 3: Val Müstair. Müstair, Dorf. 2022. Mit Bruchsteinen Holzkohle und Schlacken verfüllte, mehrphasige Brandgruben Blick gegen Westen.



Abb. 4: Val Müstair. Müstair, Dorf. 2022. Auf einer dunklen torfähnlichen Schicht liegt eine Abfolge von Stillwasserablagerungen und Rüfenschichten im Kreuzungsbereich der Senda da Scuola und der Umfahungsstrasse Via Prävis. Blick gegen Westen.

grobem grauem Sand enthält. Sie war massiv mit organischen Makroresten durchsetzt, wie Astholz, Gras und Wurzeln. Holzreste aus dieser Schicht konnten zwischen 268–539 datiert werden (Beta-646963, 1640 ± 30 BP). Überlagert wird sie von einer mehrphasigen Rüfenschicht, auf der sich eine weitere 0,2–0,3 m starke Stillwasserablagerung aus anthrazitfarbenem Silt mit schwarzen humosen Schlieren bildete. Auch diese Schicht enthält sehr viel organisches Material, vor allem Holzspäne wie sie beim Fällen von Bäumen bzw. der Holzbearbeitung entstehen. Dazu passt der Fund eines Haselnussstammes, von dem sich im feuchten Milieu 52 Jahrringe (Kernholz ohne Waldkante) erhalten haben. Eine Radiokarbonanalyse der äussersten fünf Jahrringe (Jahrring 48–52) erbrachte eine Datierung von 708–952, (Beta-646962, 1190 ± 30 BP) womit dieser Teil des Feuchtgebietes in etwa gleichzeitig mit den oben beschriebenen Feuergruben bestand.

Literatur

- BAUR CHRISTOPH: Val Müstair GR, Müstair, Kloster. Jahrbuch Archäologie Schweiz 104, 2021, 233–234.
- GOLL JÜRIG / EXNER MATTHIAS / HIRSCH SUSANNE: Müstair. Die mittelalterlichen Wandbilder. Zürich 2007.
- GOLL JÜRIG (Hrsg.) / TSCHOLL ERICH: Der Wirtschaftshof im Kloster St. Johann in Müstair. Der Baubestand des Westhofs bis heute. Müstair Studien Band 2. Regensburg 2019.
- MÜLLER ISO: Geschichte des Klosters Müstair. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Disentis 1978.
- NEUKOM HANS: Der Westhof im Kloster St. Johann in Müstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Müstair Studien Band 1. Regensburg 2006.
- RUTISHAUSER HANS / SENNHAUSER HANS RUDOLF / SENNHAUSER-GIRARD MARÈSE: Das Benediktinerinnenkloster St. Johann in Müstair. Schweizerischer Kunstführer, Band 733 / 734, Serie 74. Bern 2003.
- SENNHAUSER HANS RUDOLF (Hrsg.): Müstair, Kloster St. Johann, 1. Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16 / 1. Zürich 1996.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden

Valsot. Vnà, Runkèt

LK 1199, 2 822 364 / 1 925 000, 1670 m ü. M.

Zeitstellung: Mesolithikum, Neolithikum**Anlass:** Strassenbau **Dauer:** 11. August 2021**Verantwortlich:** Christoph Walser, Thomas Reitmaier **Text:** Thomas Reitmaier, Christoph Walser

Ende Juli 2021 entdeckte der Bündner Kantonsarchäologe bei einem Ferienspa-
ziergang eine stark überdeckte Holzkoh-
leschicht in einer Hangböschung nördlich
von Vnà, am Fahrweg in die Val Sinestra

Abb. 1. Der Geländeaufschluss entstand
aufgrund des dortigen Wegeausbaus und
der damit verbundenen Erstellung einer
Trockensteinmauer. Am 11. August 2021
wurde der ca. 5,5 m lange Profilaufschluss
von zwei Mitarbeitenden des Archäolo-
gischen Dienstes Graubünden gereinigt
und dabei folgende Schichtabfolge doku-
mentiert: Unterhalb des ca. 0,4 m starken
humosen Oberbodens zeigte sich eine gut

0,7 bis ca. 1,5 m mächtige Hangschuttabla-
gerung. Dieses Schichtpaket deckelt eine
bis ca. 0,1 m dicke holzkohlehaltige Schicht,
mit kantigen Steinen an deren Unterkante,
nach Westen klar begrenzt, nach Osten
ausdünnend. Auffallend war, dass die in die-
ser Schicht enthaltenen Holz(kohle)stücke
schlecht bzw. teilweise kaum verbrannt
waren. Darunter war zudem eine deutliche,
sicherlich durch Hitzeeinwirkung entstan-
dene Rotfärbung des «anstehenden» gla-
zialsen Sediments sichtbar. Ein ^{14}C -Datum
ordnet die Holzkohleschicht in den Zeit-
raum 6587–6432 v. Chr. (BE-17127.1.1:
7647 \pm 33 BP) ein **Abb. 2.**

Besonders hervorzuheben ist weiters ein
ca. 2 m durchmessender Grubenbefund.
Die gesamte Ausdehnung dieser Struktur
konnte im Profilausschnitt nicht erfasst
werden, da sie unter das aktuelle Strassen-
niveau bzw. im Osten unter einen Stein-
block läuft. Die Grube, die relativ steil nach
Osten abfällt, zeigt mehrere Phasen: an der



Abb. 1: Valsot. Vnà, Run-
ket. 2021. Lage des Pro-
filaufschlusses (Pfeil) am
Fahrweg in die Val Sinestra.
Blick Tal einwärts gegen
Nordwesten.

Abb. 2: Valsot. Vnà, Runket. 2021. Übersichtaufnahme des Profilaufschlusses mit spätmesolithischem Holzkohle-Stratum **1** und endneolithischem Grubenbefund **2**. Blick gegen Osten.



Grubensohle war ein Holzkohlepaket festzustellen, das nach Ausweis eines ^{14}C -Datums in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. (2576–2409 v. Chr.) gehört (BE-17128.1.1: 3979 \pm 28 BP). Zu einem (späteren?) Zeitpunkt wurde die Grube verfüllt und von einer 5–6 cm starken, holzkohlehaltigen Ablagerung überdeckt. Die Ausdehnung dieser Schicht wurde wiederum nicht vollständig erfasst. Bei der Reinigung des Profils konnten keinerlei Kleinfunde geborgen, sondern lediglich Holzkohleproben entnommen werden.

Der zufällig entdeckte Aufschluss liegt heute in einem als Wiesenfläche genutzten Landwirtschaftsgebiet, im Waldrandbereich und abseits bekannter archäologischer Gebiete (etwa bei Ramosch oder dann weiter entfernt im Silvrettagebirge). Das lokale Geländere relief zeigt deutliche (ältere) Terrassierungen, war aber ursprünglich anders beschaffen, wie der Schichtenverlauf unterhalb des heutigen Oberbodens zeigt.

Das lokal begrenzte Holzkohleniveau aus der Mitte des 7. Jahrtausends v. Chr. und insbesondere der mehrphasige endneolithische Grubenbefund aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. lassen auf menschliche Aktivitäten in diesem Gebiet schliessen. Mangels Artefakte und flächiger Strukturen lassen sich jedoch keine genaueren Aussagen dazu machen. Trotzdem stellt der unscheinbare Befund einen wichtigen Beitrag zur subalpinen Landschafts- und Besiedlungsgeschichte des Unterengadins dar – insbesondere zur wohl weiterhin unterschätzten menschlichen Präsenz im Neolithikum.

Literatur

- REITMAIER THOMAS / WALSER CHRISTOPH: Valsot GR, Vnà, Runket. Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 231–232.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–2: Archäologischer Dienst Graubünden

Zillis-Reischen, Bot da Mulegn

LK 1235, 2 753 372 / 1 166 380, 958 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Sanierung Strasse und Werkleitungen **Dauer:** 3. Juli bis 11. August 2021 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle, Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Die Burgstelle Hasenstein in Zillis ist eine weitläufige, mehrphasige mittelalterliche Anlage, die (mit Unterbrüchen?) bis in spätantike Zeit zurückgeht. 1980, als an deren östlichen Rand die Strasse Bot da Mulegn angelegt wurde, dokumentierte der Archäologische Dienst Graubünden die Überreste einer langen, an der südlichen Ecke spitzwinklig abgeknickten Umfassungsmauer.

Anlässlich von bevorstehenden Sanierungs- und Werkleitungsarbeiten an der Strasse Bot da Mulegn hob ein Bauunternehmen am 16. Juli 2021 unter Begleitung des Archäologischen Dienstes Graubünden drei Sondierschnitte aus. In diesen zeigte sich, dass die Umfassungsmauer im gesamten Bereich des betroffenen Strassenkörpers bereits 1980 freigelegt, mit Geotextil abgedeckt und anschliessend mit Strassenkoffer überschüttet worden war. Folglich erübrigte sich 2021 ein händischer Abtrag. Das maschinell freigelegte Fundament wurde am 10. und 11. August 2021 durch den Archäologischen Dienst Graubünden gereinigt sowie – als notwendige Ergänzung der Untersuchung von 1980 – eingemessen und photogrammetrisch aufgenommen **Abb. 1.**



Abb. 1: Zillis-Reischen, Hasenstein und Bot da Mulegn. Drohnenaufnahme vom 3. August 2021. **1** Maschinell freigelegte Umfassungsmauer. **2** 2015 im Rahmen eines Burgenkurses rekonstruierter Mauerabschnitt. **3** Ehemaliges Burggelände. **4** Standort Turm. **5** Erosionsböschung. Blick gegen Westen.

Danach wurde es erneut mit Geotextil eingefasst, sodass es auch zukünftig erhalten bleibt.

Das ca. 1,2 m breite, zweischalige und grossteils nur in der Höhe einer Steinlage erhaltene Mauerfundament konnte nun über eine Länge von mehr als 37 m erfasst werden. Am nördlichen Rand der Untersuchungsfläche blieb die Befundsituation aufgrund der schlechten Erhaltung allerdings unklar – offenbar war die Umfassungsmauer nach (Nord-)Westen, also zur gegen den Rhein abfallenden Erosionsböschung hin, (stark?) abgewinkelt.

Nach bisherigem Erkenntnisstand handelt es sich um einen einheitlichen Baukörper, der der jüngsten – wohl hoch- oder spätmittelalterlichen – Ausbauphase der Anlage zuzuordnen ist. Gemäss CLAVADETSCHER/MEYER (1984) sind mehrere Lagen *opus spicatum* zu beobachten. An den bislang durch den Archäologischen Dienst Graubünden dokumentierten Mauerteilen zeigte sich diese Technik indes nur in schwacher Ausprägung. Eine genaue Datierung ist damit nicht möglich.

Literatur

- CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 173.
- JANOSA MANUEL: Hasenstein bei Zillis – eine mittelalterliche Burg auf römischen Mauern. In: Archäologischer Dienst Graubünden (Hrsg.): Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 321–325.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Zillis-Reischen, Viamala

LK 1235, 2 753 888/1 169 587, 836 m ü. M.

Zeitstellung: Späte Bronzezeit / Ältere Eisenzeit, wahrscheinlich Späte Bronzezeit **Anlass:** Zufallsfund **Funddatum:** 4. Juli 2015 **Verantwortlich:** Thomas Reitmaier **Text:** Monika Oberhänsli, Leandra Reitmaier-Naef, Phil* C. Grutsch

Am westlichen Ufer des Hinterrheins, unterhalb des Wanderweges durch die Viamala, entdeckte Markus Weidmann aus Versam im Sommer des Jahres 2015 ein bronzenes Beil. Es lag offen zwischen Felsblöcken, Rheingeschiebe und Schwemmholz **Abb. 1**.

Beim vorliegenden Fund (FO-Nr. 42579.1.1) handelt es sich um ein oberständiges Lappenbeil mit ausgeprägter Schulter und leicht eingeschwungenem Blatt **Abb. 2**. Es weist eine Länge von 15,8 cm auf und wiegt 556 Gramm. Von der alt ausgebrochenen Nackenkerbe abgesehen, sind keine primären Verschleissmerkmale vorhanden. An der patinierten Oberfläche, insbesondere innerhalb der Lappen, haften ankorrodierte Sedimentbestandteile wie kleine Quarzitkiesel. Verrundete oder abgerollte Partien fehlen.

Lappenbeile bezeugen eine in der Spätbronzezeit eingeführte, funktional optimierte Schäftungstechnik in Zentraleuropa. Die Schaftlappen des Beils wurden um den hölzernen Schaft geschmiedet, wodurch im Vergleich zu früheren Beiltypen eine höhere Stabilität des Geräts erreicht wurde. Schaftlappenbeile der Spätbronze- und Eisenzeit weisen fast ausschliesslich ein schwach bis stark ausschwingendes Blatt auf. Die Seiten des vorliegenden Beilblatts hingegen verlaufen parallel und enden an der Schneide eingezogen; formal identische Vergleichsfunde hierfür sind rar. Zudem

sind nur bedingt typologisch aussagekräftige Merkmale vorhanden, was die sichere zeitliche Einordnung erschwert. Ein formal sehr ähnlicher Vergleichsfund mit geringfügig ausschwingendem Blatt, jedoch ohne Nackenkerbe, stammt aus einem Depot in Ottenstall in Bayern (D), der unter anderem mit Lappenbeilen der Formen Homburg und Geseke-Biblis – und damit Leitformen der ausgehenden Spätbronzezeit (Ha B3, 9. Jahrhundert v. Chr.) – vergesellschaftet ist. Das im Nacken fragmentierte Lappenbeil von Ilanz/Glion weist ebenfalls ein nahezu rechteckiges Blatt auf und wird typologisch im 9./8. Jahrhundert v. Chr. verortet. Formal abweichende, in etwa zeitgleiche Vergleichsfunde aus Graubünden liegen in

Abb. 1: Zillis-Reischen, Viamala. 23. April 2023. Der Fundort des Beils (Pfeil). Blick gegen Norden.





Abb. 2: Zillis-Reischen, Viamala. 2015. Das bronzene Lappenbeil, wahrscheinlich 9. Jahrhundert v. Chr. Es wurde nur partiell restauriert. Dunkel: restaurierte Oberfläche, hell: originale Fundpatina. Mst. 1:2.

Untervaz, Chur und Davos vor. In Norditalien werden formal ähnliche Beile hingegen deutlich jünger, nämlich ins 6./5. Jahrhundert v. Chr. datiert. Diese weisen jedoch keine Nackenkerben auf, welche funktional bedingt im Laufe der älteren Eisenzeit zunehmend seltener werden. Da Nackenkerben in der Spätbronzezeit indes noch häufig vorkommen und die Formgebung für eine eisenzeitliche Datierung eher flau und wenig kantig ausgeprägt ist, wird eine Datierung des Beils in die Spätbronzezeit (Ha B3, 9. Jahrhundert v. Chr.) als wahrscheinlicher erachtet. Eine jüngere Datierung kann jedoch nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden.

Spätbronzezeitliche Bronzebeile treten in Mitteleuropa als Bestandteile von Gräbern und Depots oder isoliert als Gewässer- oder Einzelfunde auf, wobei eine deutliche Mehrheit dieser Gewässerfunde aus Flüssen stammt. Letztere sind in grosser Zahl

als Einzeldeponierungen – üblicherweise vollständig und in einem gebrauchsfertigen Zustand – in Flüssen versenkt worden. Diese Vielzahl bezeugt eine in Mitteleuropa gängige Deponierungspraxis, wobei sich Beile als Opfergaben insofern besonders eigneten, als sie sowohl funktionale (Waffe, Arbeitsgerät) als auch symbolische Wertaspekte (Materialwert, Barrengeld, Macht) vereinten.

Die in der Zahl spärlichen, ankorrodierten Flusssedimentpartikel am Beil weisen die mindestens zeitweise Lagerung in Gewässernach, wobei die gute Oberflächenerhaltung des Beils gegen einen lang andauernden Verbleib in strömungsreichem Gewässer spricht. Der Fundkontext des Beils ist zwar unbekannt – der Fundort lässt gleichwohl vermuten, dass es sich um eine Opfergabe handelt: Hinsichtlich des Deponierungsorts dürfte die markante Verengung der Viamala ebenso eine Rolle gespielt haben wie

DBM Labor-Nr. 5806/22 FO-Nr. 42579.1.1	Ag Silber	Cd Cadmium	Sb Antimon	Te Tellur	Bi Bismut	U Uran	P Phosphor	S Schwefel	Cr Chrom
Gewichtsprozent (wt.-%)	0,086	<0,00015	0,088	0,0015	0,029	<0,00003	0,00032	0,34	<0,0001

Mn Mangan	Co Cobalt	Ni Nickel	Zn Zink	As Arsen	Se Selen	Sn Zinn	Pb Blei	Fe Eisen	Cu Kupfer	sum total
0,00016	0,16	0,13	0,010	0,46	<0,0005	10,2	1,28	0,052	86,8	99,61

der Hinterrhein selbst. Es ist anzunehmen, dass das Beil in einem strömungsarmen Bereich des Hinterrheins unweit des Fundorts als Weihegabe deponiert worden ist.

Das vorliegende Beil wurde im Rahmen des Projektes *Arom Alpin* mittels ICP-MS-Analyse (Inductively Coupled Plasma Mass Spectrometry; zu Deutsch Massenspektrometrie mit induktiv gekoppeltem Plasma) auf seine chemische Zusammensetzung untersucht **Abb. 3**. Es handelt sich um eine zeittypische Kupferlegierung mit einem Zinn-Anteil von gut zehn Gewichtsprozent und mehr als einem Gewichtsprozent Blei. Einer ersten Einschätzung zufolge verweisen die Spurenelemente auf die Verwendung von Kupfer aus einer Kupferkieslagerstätte, das möglicherweise untergeordnet mit Kupfer aus einer Fahlerzlagerstätte vermischt wurde. Sowohl die Verwendung von solchem «Mischkupfer» als auch die erhöhten Bleigehalte – als Teilsubstitut für Zinn? – sind charakteristische metallurgische Phänomene der späten Bronzezeit und älteren Eisenzeit im ostalpinen Raum.

Arom Alpin: Aneignung von Rohstoffen und Metallproduktion – Die Alpen in der Bronze- und Eisenzeit. Projekt des Archäologischen Dienstes Graubünden und des Deutschen Bergbau-Museums Bochum zur Erforschung des urgeschichtlichen Bergbaus im Revier Cotschens (Marmorera GR) und zur spätbronzezeitlichen Metallzirkulation im Raum Graubünden, Laufzeit 2022–2023. Die Auswertung der Metallanalysen befindet sich

zum Publikationszeitpunkt noch in Bearbeitung durch Leandra Reitmaier-Naef und Phil C. Grutsch.*

Literatur

- CARANCINI GIAN LUIGI: Le asce nell'Italia continentale II. Prähistorische Bronzefunde IX, 12. München 1984.
- FALKENSTEIN FRANK: Das bronzene Lappenbeil von den Rothensteinen bei Stübigen. Ein Beitrag zu den bronzezeitlichen Beildeponierungen in Nordbayern. In: FALKENSTEIN FRANK (Hrsg.): Hohler Stein, Rothensteine und Jungfernhöhle. Archäologische Forschungen zur prähistorischen Nutzung naturheiliger Plätze auf der Nördlichen Frankenalb. Scheinfeld 2012, 74–99.
- GRUTSCH CAROLINE O. / LUTZ JOACHIM / GOLDBERG GERT / HIEBEL GERALD: Copper and bronze axes from Western Austria reflecting the use of different copper types from the Early Bronze Age to the Early Iron Age. In: TURCK ROUVEN / STÖLLNER THOMAS / GOLDBERG GERT (Hrsg.), Alpine Copper II – Alpenkupfer II – Rame delle Alpi II – Cuivre des Alpes II. New Results and Perspectives on Prehistoric Copper Production. Der Anschnitt, Beiheft 42 = Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 236. Rahden / Westfalen 2019, 335–362.
- LUTZ JOACHIM: Alpenkupfer – die Ostalpen als Rohstoffquelle in vorgeschichtlicher Zeit. In: BARTELHEIM MARTIN / HOREJS BARBARA / KRAUSS RAIKO (Hrsg.): Von Baden bis Troia. Ressourcennutzung, Metallurgie und Wissenstransfer. Eine Jubiläumsschrift für Ernst Pernicka. Oriental and European Archaeology, Band 3. Rahden / Westfalen 2016, 333–358.
- MAYER EUGEN FRIEDRICH: Die Äxte und Beile in Österreich. Prähistorische Bronzefunde IX, 9. München 1977.
- PÁSZTHORY KATHARINE / MAYER EUGEN FRIEDRICH: Die Äxte und Beile in Bayern. Prähistorische Bronzefunde IX, 20. Stuttgart 1998.
- SEIFERT MATHIAS: Untervaz, Kiesgrube. Fundbericht. Archäologie Graubünden 1. Chur 2013, 201–204.
- SEIFERT MATHIAS: Die spätbronzezeitlichen Funde aus Illanz. Archäologie Graubünden 3. Chur 2018, 51–58.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 3: Zillis-Reischen, Viamala. Originalmessdaten der ICP-MS-Analyse der Probe des Beils im Forschungslabor des Deutschen Bergbau-Museums Bochum (Labor-Nr. DBM-5806/22). Alle Angaben in Gewichtsprozent (wt.-%), nicht nach Kupfer normiert.

Zizers, Vial

LK 1176, 2 761 977/1 200 252, 572 m ü. M.

Zeitstellung: Römische Epoche, Mittelalter, Neuzeit **Anlass:** Neubau, Umbau **Dauer:** 26. April bis 28. Mai 2021; 19. Januar bis 3. November 2022 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle, Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Das sogenannte Untere Schloss aus dem 17. Jahrhundert, ursprünglich Stammsitz der Familie Salis-Zizers, steht am südlichen Rand des historischen Kerns von Zizers. Östlich der Schlossbauten setzt die Flur Vial bzw. der Schlossbungert an, eine über 8600 m² grosse Wiese (Parz. 439) in leichter Hanglage, die früher als Obstwiese und Weide genutzt wurde und bislang nicht überbaut war. 2019 von einer Investorengruppe erworben, wird das Schloss und seine Nebengebäude ab 2022 massgeblich umgebaut. Zudem entstehen auf der Parz. 439 ab 2023 mehrere Wohneinheiten und eine Tiefgarage.

Da auf der Parz. 439 mit archäologischen Hinterlassenschaften zu rechnen war, unternahm der Archäologische Dienst Graubünden bereits im Herbst 2020 eine grossflächige Prospektion mittels Georadar. Im Frühjahr 2021 folgten Sondierungen in Form von sechs Baggerschnitten (ca. 800 m²). Darin zeigten sich hauptsächlich natürliche Schichten, unter anderem ausgedehnte Bachschutt- und Murgangablagerungen, die auf fluviatile Ereignisse wie Rufen/Murgänge und Übersarungen zurückgehen. Zur zeitlichen Einordnung der Stratigraphie wurde eine in mehreren Sondierschnitten in 2,5 m–4 m Tiefe angetroffene lehmige Schicht, die wiederholt Holzkohleflitter, jedoch keine Spuren menschlicher Aktivität aufwies, mittels der Radiokarbonmethode datiert. Die errechnete Zeitspanne liegt um die Mitte

des 4. Jahrtausends v. Chr., also im Jungneolithikum (BE-16235.1.1, 4642 ±24 BP).

Archäologisch erwies sich die südliche Hälfte der Parz. 439 als irrelevant. Hingegen wurden auf der nördlichen – ca. 0,5 m–1 m oberhalb der genannten neolithischen Schicht – ein spät römisches Grab, eine Feuerstelle und Pfostensetzungen entdeckt. Infolgedessen wurde 2022 in diesem Bereich eine grossflächige Ausgrabung realisiert (gesamter Untersuchungsperimeter ca. 2500 m²).

Die Ausgrabung hat einerseits ein spät römisches Gräberfeld, andererseits ein frühmittelalterliches Handwerksareal erbracht **Abb. 1**. Stratigraphisch liessen sich die beiden Nutzungshorizonte jedoch nur bedingt abgrenzen, da sie nicht durch ein geologisches Ereignis wie eine Rufe oder Übersarung, welches gleichsam eine Zäsur bilden würde, getrennt waren. Darüber hinaus waren die römischen und frühmittelalterlichen Schichten gestört, d. h. teilweise nach oben hin gekappt und miteinander vermengt: Offenbar war in diesem Gebiet einige Zeit nach der Aufgabe der frühmittelalterlichen Siedlungstätigkeit, wohl aber noch im Mittelalter, Ackerbau betrieben worden.

Einschliesslich des 2021 entdeckten Grabs (Grab 1) wurden insgesamt 16 *in situ* befindliche, zumeist West-Ost ausgerichtete Körperbestattungen in gestreckter Rückenlage dokumentiert. Das Gräberfeld erstreckte sich in nordsüdlicher Richtung über eine Länge von mehr als 26 m, wobei sich zwischen den einzelnen Gräbern stellenweise Lücken von mehreren Metern ergaben. Bemerkenswert ist eine Hockerbestattung (Grab 15), die ausserdem von einer späteren Grablegung (Grab 12) gestört wurde.



Abb. 1: Zizers, Vial. 2022. Nordwestlicher Bereich des Untersuchungsperimeters. Übersichtsplan des spätrömischen Gräberfelds (die im Text genannten Gräber sind angeschrieben) und der frühmittelalterlichen Befunde. Diverse Strukturen (Gruben etc.) sind nicht abgebildet. Mst. 1:150.

Eine anthropologische Untersuchung der Skelette durch die Interkantonale Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung anthropologischer Funde (IAG) hat ergeben, dass es sich um sieben Männer, sechs Frauen und drei nicht erwachsene Individuen handelt, wobei das Altersspektrum vom Jugend- bis zum mittleren Erwachsenenalter reicht. Kinder wie auch Individuen hohen Alters fehlen hingegen gänzlich.

Etwa die Hälfte der Körpergräber enthielt Beigaben, darunter Keramik- und Lavezgefässe, Eisen- und Buntmetallobjekte (Armreif, Fibel etc.) sowie Tierknochen bzw. Speisebeigaben. Einzelne Bestattungen waren vergleichsweise reich ausgestattet: In Grab 1 fand sich neben einem Eisenmesser und einer Buntmetallschnalle die Längshälfte eines Schafes oder einer Ziege. Das Inventar von Grab 9 umfasste zwei Lavezgefässe, eine Terra Sigillata-Schale, ein Glasfläschchen, zwei Eisenobjekte sowie Speisebeigaben. Anhand der Fundobjekte lässt sich das Gräberfeld in die spätrömische bis spätantike Epoche einordnen.

Diese Datierung wird durch Radiokarbonmessungen untermauert.

Eine Analyse von Skelettresten aus Grab 1 ergab eine Zeitspanne vom 3.–4. Jahrhundert (Grab 1: BE 16236.1.1, 1797 ± 24 BP). Eine in der Nähe gelegene Feuerstelle (Pos. 26) wurde ungefähr in die gleiche Zeit datiert (BE 16237.1.1, 1767 ± 22 BP); anscheinend ist sie also mit dem Bestattungsritus in Verbindung zu bringen. Vier beigabenlose Gräber (Grab 5, 12, 15, 18), die sich in unterschiedlichen Bereichen des Gräberfelds befanden, datieren schwerpunktmässig ebenfalls ins 3. und 4. Jahrhundert, wobei für Grab 18 ein Enddatum in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vorliegt (Grab 5: BE-20015.1.1, 1737 ± 28 BP; BE-20016.1.1, 1782 ± 29 BP; Grab 12: BE-20017.1.1, 1748 ± 28 BP; BE-20018.1.1, 1718 ± 28 BP; Grab 15: BE-20019.1.1, 1822 ± 28 BP; BE-20020.1.1, 1794 ± 28 BP; Grab 18: BE-20021.1.1, 1655 ± 28 BP; BE-20022.1.1, 1662 ± 28 BP).

Im Bereich des Gräberfelds wurden drei – zum Teil durch spätere Bodeneingriffe stark gestörte – Konzentrationen von kalzinierten Knochen entdeckt, die jeweils mit römischen Funden vergesellschaftet waren. Der am besten erhaltene Befund (Pos. 435) zeichnete sich im Hangschuttmaterial schwach als Grube von maximal 65 cm Durchmesser ab. Neben Knochen fanden sich darin Eisen-, Buntmetall- und Glasreste sowie diverse feuerversehrte Passscherben einer reliefverzierten Terra Sigillata-Schüssel des Typs Dragendorff 37 **Abb. 2**. Das Dekor, alternierend Minerva mit Rundschild und Amor mit Fruchtkorb, entspricht der Ware aus Rheinzabern (D) im späteren 2. Jahrhundert. Die kalzinierten Knochen sind überwiegend als faunistisches Material anzusprechen; ob sich darunter auch einzelne menschliche Reste befinden, ist

Abb. 2: Zizers, Vial. 2021. Detailaufnahme einer in mehreren Situationen abgetragenen Konzentration (Pos. 435) von kalzinierten Knochen und römischen Funden. Deutlich erkennbar sind sekundär verbrannte Scherben einer Terra Sigillata-Schüssel des Typs Dragendorff 37. Blick gegen Osten.





Abb. 3: Zizers, Vial. 2021.

Abgeböschte Sondierfläche im nordwestlichen Bereich des Untersuchungsperimeters. Das Nord- und das Ost-Profil wurden gereinigt und dokumentiert, es zeigten sich unterhalb der römischen / frühmittelalterlichen Befunden jedoch ausnahmslos natürliche Schichten. Blick gegen Norden.

derzeit nicht abschliessend geklärt. Nichtsdestotrotz könnte es sich um die Überreste von Brandgräbern handeln, die zu einer frühen, bis mindestens ins 2. Jahrhundert zurückreichenden Belegungsphase des Gräberfelds gehören.

Schliesslich liegen aus verschiedenen Bereichen der Grabung zahlreiche fragmentierte Funde vor, die – anscheinend im Zuge des mittelalterlichen Ackerbaus – sekundär umgelagert und über eine grössere Fläche verteilt, also aus ihren ursprünglichen Befundzusammenhängen herausgelöst wurden. Dabei handelt es sich sowohl um römisches als auch frühmittelalterliches Fundmaterial, wobei sich die Unterscheidung, so bei unspezifischen Eisen- und Buntmetallresten, Schlacke oder Lavebruchstücken, bisweilen schwierig gestaltet.

Ohne eingehende Auswertung des Fundmaterials ist keine abschliessende Beurteilung möglich. Es ist aber zu vermuten, dass die römischen Funde ursprünglich aus Körper- und Brandgräbern stammen, welche später

durch Umpflügen zerstört wurden. Dafür sprechen ihre Art und ihr Zustand: Augenfällig sind etwa diverse Terra Sigillata-Scherben des Gefässtyps Dragendorff 37, wovon ein beachtlicher Teil sekundär verbrannt ist. Ausserdem wurden am Schlossbungert keine Spuren der eigentlichen römischen Siedlung entdeckt.

Die frühmittelalterlichen Befunde stören das römische Gräberfeld stellenweise (ein markantes Beispiel hierfür bildet Grab 10, von welchem lediglich die Unterschenkelknochen erhalten waren). Ein Grubenhaus mit dreiseitig in Trockenbauweise erstellten Fundamentmauern zeigte drei Nutzungsphasen; in der letzten wurde es partiell verfüllt und im zentralen Bereich eine grosse Feuergrube betrieben **Abb. 1**. Zu den weiteren Befunden zählen eine Hangstützmauer mit einer daran ansetzenden, grossen Grube und ein Ofen, dessen genaue Funktion bislang nicht bestimmt ist.

Zahlreiche Schlacken und Eisenreste lassen darauf schliessen, dass im Bereich des

Schlossbungert unter anderem Metall verarbeitet wurde, was sich in den gefassten Befunden allerdings nicht eindeutig widerspiegelt. Zwei Radiokarbondatierungen an Holzkohleflittern (BE-18810.1.1, 1313 ±27 BP; BE-18811.1.1, 1465 ±27 BP) weisen die mehrphasigen frühmittelalterlichen Befunde ins 6.–8. Jahrhundert, wobei der exakte Nutzungszeitraum unsicher bleibt. Damit ergeben sich Anknüpfungspunkte an den karolingisch-ottonischen «Königshof» (*curtis*) von Zizers, dessen Entstehung ins 8. Jahrhundert zurückgeht und der sich lediglich etwas mehr als 50 m nordöstlich der dokumentierten Strukturen befand.

Die archäologischen Sondierungen von 2021 erreichten aus bau- und sicherheitstechnischen Gründen Tiefen von maximal 4 m ab dem Ausgangsniveau (die teilweise bis zu 7,5 m tiefen baueologischen Sondierungen konnten nicht begangen bzw. gereinigt werden). Das angestrebte Baugrubenniveau (2023) liegt jedoch stellenweise in einer Tiefe von bis zu 8 m. Und aufgrund der mächtigen Ablagerungsprozesse war nicht auszuschliessen, dass selbst mehrere Meter unter den römisch-frühmittelalterlichen Straten noch anthropogene Spuren vorhanden waren.

Im April 2022 konnte der Archäologische Dienst Graubünden geologische Bohrkernbegutachten. In einem davon war wenig oberhalb der absoluten Höhe des Baugrubenniveaus (2023) ein ca. 30 cm mächtiges, sandig-lehmiges Schichtpaket mit Holzkohleflittern auszumachen. Eine daran vorgenommene Radiokarbonanalyse (BE-18812.1.1, 8037 ±34 BP) ergab den Zeitraum 7072–6822 v. Chr., also eine Datierung ins mittlere Mesolithikum.

Zur weiteren Abklärung wurde im Herbst 2022 in Zusammenarbeit mit der Baufirma

eine ca. 17 m × 16 m grosse Sondierfläche in mehreren Stufen abgeteufelt **Abb. 3**. Die abgetreppten Nord- und Ostprofile sowie Teile der Schnittinnenfläche wurden gereinigt und dokumentiert: Zwischen Bachschutt- und Murgangablagerungen zeigten sich wiederholt lehmig-sandige, holzkohlehaltige Schichten, die auf vergleichsweise langsame und graduelle, jedoch rein natürliche Akkumulationsprozesse hindeuten. Archäologische Funde wurden nicht entdeckt.

Parallel zu den archäologischen Arbeiten auf der Parz. 439 wurden 2022 auf dem Schlossgelände Werkleitungsgräben ausgehoben. Zumeist waren darin (unter den rezenten bzw. schlossbauzeitlichen Niveaus) nur natürliche Schichten festzustellen. Wenige Meter südlich des Schlosses wurde ein beigabenloses Grab angeschnitten, dessen kontextuelle und zeitliche Einordnung unsicher bleibt, zumal keine Hinweise auf weitere Gräber entdeckt wurden. In diesem Bereich zeigte sich ausserdem ein mächtiges Mauerfundament, das der frühneuzeitlichen Schlossanlage oder möglicherweise einem mittelalterlichen Gebäude zuzuordnen ist. Nordwestlich des Schlosses wurden zwei aneinander anschliessende Gewölbekeller entdeckt, die auf ein frühneuzeitliches Nebengebäude des Schlosses zurückgehen dürften.

Literatur

- HEINZLE BERND: Zizers GR, Vial. Jahrbuch Archäologie Schweiz 105, 2022, 286.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden

